

# Aus meinem Leben.

Reisefskizzen, Aphorismen, Gedichte.

Dritter Band.

Reisefskizzen III—VII.

Zweite Auflage.



Leipzig.

Verlag von Duncker und Humblot.

1867.





Aus meinem Leben.

~~~~~



Dritter Band.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Die Verlagsbuchhandlung.

# Aus meinem Leben.

Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte.

Dritter Band.

Reiseskizzen III—VII.

Zweite Auflage.

Leipzig,

Verlag von Duncker und Humblot.

1867.



Digitized by the Internet Archive  
in 2015

RBR  
Jante  
#1603  
Bd.3

## Inhalt.

---

### Reiseskizzen:

|      |                                   |       |      |
|------|-----------------------------------|-------|------|
| III. | Einige Tage in Sicilien . . . . . | Seite | 1.   |
| IV.  | Die Balearen . . . . .            | "     | 53.  |
| V.   | Valencia und Murcia . . . . .     | "     | 89.  |
| VI.  | Lissabon . . . . .                | "     | 127. |
| VII. | Madeira . . . . .                 | "     | 185. |

---



### III. Einige Tage in Sicilien.

~~~~~  
1852.



## M e s s i n a.

Wieder bog ich in fröhlicher schöner Stimmung, das zweite Mal im Laufe eines Jahres, in den Faro von Messina ein; wieder lag, wie damals, die Zukunft einer reizenden Reise vor mir, wieder erhob sich, wie damals, der goldene Morgen in sicilianischer Pracht. Doch wie der Mensch ein eigenes, unbegreifliches, nach neuen Eindrücken schmachtendes Geschöpf ist, so flammte heuer nicht mehr die Begeisterung von damals in mir auf, denn ich hatte seitdem Spanien gesehen. Froh war ich aber dennoch, diesmal in Messina einlaufen zu können, und freudig überraschte es mich, im innern wohlgesicherten und geschlossenen Hafen den berühmten Charlemagne, Frankreichs erstes Schraubenschiff, zu finden, eine Begegnung, die uns neues maritimes Interesse gab, das Erwünschteste für Seeleute. — Der Hafen ist nicht groß, aber durch Dämme gesichert und hauptsächlich durch Küstenfahrer gefüllt. Die Stadt

zeigt gegen das Meer zu, an der sogenannten Marine, eine lange Reihe von Palästen, die recht stattlich aussehen würden, wenn sie nicht kopflos wären, aber leider fehlt ihnen seit dem großen Erdbeben das oberste Stockwerk und die Dächer sitzen auf den halbirten Säulen des Hauptgeschosses. Am Gestade concentrirt sich das maritime, commerciale Leben und weiß sich so geschäftig und laut zu machen, daß man es schon bei der Einfahrt wie das Tosen eines neuen Wasserfalles vernimmt, und sich in seiner deutschen Ruhe über das gehaltlose unbändige Wettbrüllen des immer lauten Südländers ärgert. Wir verirren uns blindlings in die tobenden Menschenwogen. Es war gerade Fischmarkt, und ein kolossaler Schwertfisch, ein Thier, das nur im Faro gefangen wird, wurde in einer Bude zum Kaufe zertheilt, und gab genug Anlaß zu Zank und Hader, zu wuthentbrannten Fluchlitaneien, zu ohrenzerreißendem gegenseitigem Uebereschreien, dem beliebten Ringkampfe der heutigen Italiener. Ehe wir uns dessen versehen, war einem unserer Freunde das Schnupftuch aus der Tasche gestohlen, ein Anlaß zu viel Aerger und viel Scherz und ein guter Fingerzeig für die Zukunft. Zur Linken der Marine am Ende des Hafendamms öffnet sich ein Platz, Piazza d'Austria genannt, von dem aus die Strada d'Austria in das Innere der Stadt führt. Woher aber der Name Austria in Sicilien? Er stammt von einem eisernen Manne, der mit dem Feldherrnstab auf marmorner

Sockel in sehr entschiedener Haltung dasteht; die ehernen Tafeln am Fuße erzählen gar schöne weimännische Thaten von ihm: es ist der brave Sieger von Lepanto, Juan d'Austria, Carl's V. natürlicher Sohn. Von Messina aus zog dieser romantische Heldenjüngling auf den Fluthen des jonischen Meeres zu jenem Siege, der ein Wendepunkt der Weltgeschichte ward, und zuerst den furchtbaren Halbmond in seinem alles erschütternden Uebermuth vor dem Schwerte des Kreuzes beugte. — Der Bastard des großen Kaisers erntete für diese unsterbliche That matten Lohn, und seine schöne Jugend siechte nur zu bald dem frühen ruhmlosen Tode entgegen. — Seine Geburt, durch die er des Königs Bruder dem Blute nach, aber nicht durch das Gesetz war, verriegelte ihm die freie Sonnenbahn der kräftigen schöpferischen That; das kalte Mißtrauen fürchtete, daß er sich durch Gewalt zueignen könnte, was ihm das Recht versagte. Zur Rechten des Monuments, am Anfange der Sichel, die der Hafen bildet und nach der die Stadt von den Griechen den Namen Zankle erhielt, steht das ganz zerstohene Arsenal; sowohl auf den Mauern dieses Gebäudes als vieler daneben liegender findet man die Kugelspuren des Jahres 1848. Die italienische Fahrlässigkeit hat bis jetzt die traurigen Spuren noch nicht verwischt. Wie in Italien immer Pracht und Elend aneinander grenzen, und Neapel außer seiner Via Toledo und seiner Chiaja eine schmutzige, Ekel erregende Stadt ist, so hat Messina

ebenfalls nur zwei schöne große Straßen, den Corso und die Ferdinanda aufzuweisen, die freilich den Stempel südlicher Pracht tragen. Alles ist massiver Stein, an jedem Fenster der spanische Balcon, überall Leben und Lärm, wenn auch nicht in einem so hohen Grade wie in Neapel, und trotz Allem dem ist diese Stadt nichts als eine von Pflanzen und Schmutz umwucherte Palastruine. Der üppige Mai schlingt seine Blüthen um diese Ruine und zwar in einer Fülle, wie man sie sich kaum denken kann, der Schmutz aber ist der geliebte Gast des ganzen Jahres. An dem einen Ende der langen Ferdinanda liegt der unansehnliche Palaß des Königs, vor demselben ein Bouquet von schönen Bäumen und blühendem, stark duftendem Strauchwerk, eine Art von botanischem Garten. Der Dom von Messina hat eine bizarre Façade in byzantinisch-gothischem Style von weiß und roth schillerndem Marmor. Feine um das Thor geschlungene Marmor-Ornamente und Heiligenstatuetten in alter Art lassen ein schönes Innere hoffen, doch findet man leider statt dessen schmuck- und charakterlose Hallen, und nur die Halb-Kuppel des Hochaltars zeichnet sich durch byzantinische Mosaik im Style der Marcuskirche aus. Die Bogen des Mittelschiffes werden von 26 kolossalen Monolith-Säulen aus altägyptischem Granit getragen, die früher einem Tempel an den Salzwasser-Seen des Faro angehört haben. In ihrer heidnischen Anwendung mögen sie jenen großartigen Eindruck der überwältigenden Einfachheit an-

tiker Zeiten gemacht haben, jener Zeiten der kaum behaarenen, sich aufthürmenden Urmassen, welche je näher ihrer Wiege, desto wirksamer sind; hier im christlichen Tempel sind sie zu einfach, und verhalten sich wie die nackte Statue eines Apollo zu den gold- und diamantenbehangenen Gliedmaßen eines spanischen Heiligen. Der Hochaltar ist von plumper Pracht; schade, daß die wundervollste Moosarbeit der glänzenden Halb-Edelsteine in den üppigen unfirchlichen Schnörkelformen des Rococo gefaßt ist; den Stoff derselben, aus Lapis lazuli und anderem edlen Gestein bestehend, findet man selten in solcher Vollkommenheit und Farbenfrische. Inmitten dieses Glanzes bewahrt man die berühmte Lettera della Santissima Vergine ai Messinesi, einen harmlosen Gegenstand, der aber, wie so viel an sich Unbedeutendes, Anlaß zu langen Streitchriften wurde. Meine Maxime ist bei Dingen, die das Dogma nicht besonders berühren, daß ein Jeder daran glauben soll, dem es Freude macht, und daß ich viel zu gering bin, um den Maßstab des Glaubens an andere Seelen zu legen. Hinter und neben dem Altare finden wir die mit Vahrdecke und Krone gezierten Särge des Alphons Sibitinus, Königs von Neapel, des Kaisers Conrad IV. und der Königin Antonia, der Gemahlin Friedrich's III. von Arragonien. Interessant ist auch die im Cinquecento-Style gehaltene weißmarmorne Kanzel sowohl durch die künstlerische Ausführung als durch die Köpfe des Mohammed, Luther, Calvin und Zwingli,

von denen sie getragen wird. Ob diese Letztern wirklich historische Portraits sind, kann ich nicht verbürgen, daß jedoch die Idee des Cicerone sie so zu taufen äußerst originell wäre, ist nicht zu läugnen. Eine stumme Sammlung von Irrgläubigen, über deren Häupter hin täglich das Wort Gottes donnert! Ob aber die italienische Geistlichkeit Gelehrsamkeit und durchdringende Bildung genug besitzt, um im vollsten Sinne zu begreifen, auf welcher vulcanischer Basis sie in diesem Falle predigt, möchte ich dahingestellt sein lassen. Paradox, ja vielleicht zu scharf klingt es, wenn ich, rein als beobachtender Mensch gesprochen, gestehe, daß mir in dieser Gesellschaft Mohammed als der bedeutendste erscheint. Der Prophet von Mekka hat sich selbst in seinen Glauben mit südlicher Glut hineinenthusiasmirend, eine große, volksthümliche, auf Sinne und Herz, nicht auf Geist basirte Religion geschaffen. Luther, Calvin und Zwingli haben eine Religion, in der die Menschen den Frieden auf Erden finden konnten, durch den Geist des Protestes aufgelöst. Es gehört mehr dazu durch Schaffen zu binden als durch Verneinen zu lösen. Ein scientificcher Witz, der in früheren Zeiten viel Aufsehen gemacht hat, ist der auf dem Fußboden der Kirche gezogene Meridian, der durch seine krumme Linie so eingerichtet ist, daß der eindringende Sonnenstrahl für jeden Tag des Jahres den mittleren Mittag angiebt. In Italien, wo die Wissenschaft sich noch etwas mit Mysticismus umgiebt, hält man auf derlei ganz

einfache Sachen außerordentlich viel und freut sich herzlich über die Attention und den Gehorsam der Sonne.

Der Platz vor dem Dome ist unregelmäßig. Er soll nach den Reisebeschreibungen einige Statuen regierender Herren beherbergen. Diese haben aber wahrscheinlich den Revolutions-Ideen weichen müssen, da wir sie nicht mehr vorfanden. Jetzt ziert ihn nur noch der berühmte Brunnen Gegini's. Warum dieses Werk, welches den Nil, den Ganges und andere Flüsse, und zwar zum Theil recht schamlos darstellt, so merkwürdig und berühmt ist, kann ich nicht begreifen. Durch eine steile, schmutzige, über alle Begriffe ekelhafte Gasse leuchten wir zu dem Kloster San Gregorio, welches den Benedictinerinnen gehört, hinan. Eine Treppe führt zu einer sonnendurchglühten Terrasse, auf der das Kloster mit seinem bizarren Thurme ruht. Dieser Thurm mißfiel mir durch seine burleske Form schon voriges Jahr bei meiner Durchfahrt durch den Faro; er ist halb eine Schnecke, halb ein oberösterreichischer Baumfuchsen, eine geschmacklose, architektonische Frage der Ferrückenzeit. Das Innere der Kirche ist von einem erdrückenden Pietra dura-Reichthum, der von dem Fußboden bis zur höchsten Kuppel alles bedeckt. Millionen kleiner, farbiger Halb-Edelsteine, die wundervolle Detail-dessins geben, würden sich zu allerliebsten Tischen oder Presse-papiers vortrefflich eignen, nehmen sich aber hier in den weiten Hallen einflanglos wie scheckige Tapeten aus. Eine einzige

sicilianische Familie hatte Ducaten genug, um dieses Monstre-  
 Werk lapidariſchen Luxus durch eigens von Florenz be-  
 stellte Arbeiter ausführen zu laſſen. Was uns zum Aerger  
 des Sakriſtans viel mehr als die mit der Kerze beleuchteten  
 Miniatur-Einzelheiten der Pietra dura-Arbeiten intereſſirte,  
 war der Blick durch ein feines Gitter in den Chor der  
 frommen Benedictinerinnen, deren junge und hübsche Schü-  
 lerinnen auch lieber durch das Gitter blickten, anſtatt ihren  
 Chorbüchern die Strophen des Gefanges zu entnehmen. Wir  
 ſchienen überhaupt in dieſem Kloſter die unbewußten Werk-  
 zeuge des Teufels zu ſein, denn auch eine Beichte, die aus  
 den farbigen Ornamenten der Steinwand herausgeflüſtert  
 und von einem Geiſtlichen auf unſerer Seite der Kirche  
 aufgenommen wurde, ſchien etwas durch unſer Erſcheinen  
 geſtört. Wir flohen daher als fromme Chriſten die aus  
 dem Gleichgewichte gebrachten Hallen und gingen auf die  
 Terrasse, wo die ſicilianische Sonne ihre ganze blutkochende  
 Kraft entwickelte. Dieſer Punkt iſt für uns Deutſche von  
 großem, dichterischem Intereſſe. Unſer Blick fällt über die  
 ſteinerne Balluſtrade der architektoniſchen Baſis zunächſt  
 auf das ſaftige, friſche Grün blühender Orangen, welche  
 ihr glänzendes Maienlaub über die Tiefe zu unſeren Füßen  
 ausbreiten. Darüber hin ſehen wir das geſchichtliche Meſ-  
 ſina mit ſeinen Thürmen und Kuppeln, die feſſige Küſte  
 des Zackigen Aetnalandes, die klare azurne Fläche des zu  
 einem blauen Bande zuſammengedrängten Meeres, und

endlich die grüne, rebenreiche Küste des classischen Calabriens. Auf dieser Terrasse stand Göthe und schrieb in seine Brief-tasche mit jugendlicher Wärme und tiefer Begeisterung Mignon's Lied.

Ich komme immer auf die Gegenätze dieses unglücklichen Italiens zurück: einen Augenblick im Himmel, mußten wir uns wieder durch Schmutz und Staub durch die größte Verwirrung und das größte Elend drängen, um von neuem in der Villa Scartella wenigstens die Ueberbleibsel eines Paradieses zu finden.

Zur Rechten Messina's, auf einer vom Meeresufer aufsteigenden Höhe, liegen die Villa's der reichen Messinesen, unter denen die eben genannte die schönstgelegene ist. Von Terrasse zu Terrasse steigt hinter und neben dem einfachen Hause der Garten in seiner alten Regelmäßigkeit empor, mit unordentlicher Fahrlässigkeit, südlicher Grazie und jenem süßen Hinbrüten der Pflanzenwelt, die unter diesem herrlichen Himmel eine sehnsuchtsvolle, entzückende Gewalt übt. Hier sieht man nicht die kalte Zierlichkeit, die unsere nordischen Hausgärten gleichjam zu einer Miniatur-Ausgabe der Natur oder zu einer Stahlstich-Copie ihrer großen Pflanzenwelt macht. Die Pflanzen freuen sich in geraden schönen Linien zum kunstsinigen Genuße herrlich blühen zu können; hier sind ihre Farben doppelt glühend, ist ihr Duft doppelt berauschend. Schattige Gänge von dunkelgrünen Orangenbäumen mit Tausenden von Blüthen und

goldenen Früchten durchziehen die reichsten Felder der verschiedenartigsten Blumen, während eine plätschernde Fontaine, von Rosen umringt, ihre schimmernden Perlen als Thau über leichte Nebendächer ausgießt. Ein Meer von Duft, eine Welt von Blüthen, ein weites, prächtiges Brautbett des herrlichen Mai's. War der Mai vielleicht eifersüchtig, daß ich sein Heiligthum zergliederte? ich weiß es nicht; auf jeden Fall aber zog ich mir eine tüchtige Migraine durch den Dufttausch der Orangenblüthen zu. Ich war an derlei heftige Naturgenüsse noch nicht gewöhnt, so daß ich auch das herrliche Bouquet, welches uns der Gärtner wand, auf den Kutschbock in die glühende Sonne relegiren mußte. Schade, daß die schöne Villa Scartella, von der man auch eine herrliche Aussicht auf die Meerenge genießt, von den Schweizern im Jahre 1848 durch kriegerische Evolutionen stark verwüstet wurde.

Obgleich der Faro an sich kein interessantes Gebäude genannt werden kann, so ist die Fahrt zu demselben doch lohnend. Man fährt da die Küste des von malerischen Cactusstauden und Aloën besäeten Gebirges entlang, durch die einst so berühmten Salzseen, aus denen sich mancher schöne Tempel erhob, zum Thurme der Charybdis, der nur eine gemeine, im Wellensande erbaute Leuchte ist. Von dem Plateau des Thurmes hat man eine weite Seeauszicht; man sieht den Stromboli, das graue Felsenloß von Scylla und, aus neuem Gesichtspunkte,

die schöne Meerenge. Der Naturgenuß, den schon die Migraine schwächte, wurde mir bei diesem Ausfluge von dem impudentesten Heere halbnackter, zerlumpter Bettlerknaben, die trotz der raschen Fahrt und unserm Fluchen und Drohen nicht von ihrem ohrenzerreißenden Geträchze lassen wollten, verleidet. Bei der Heimfahrt fiel mir die ungeheure Sesselfabrikation von Messina auf; man sieht die Produkte derselben vor jedem Hause in zahllosen, burlesken Reihen aufgethürmt, auch findet man hier jene wahrhaft gigantischen Ochsenhörner, die ihres Gleichen auf dem Weltballe suchen.

Tags darauf besichtigten wir das schöne Linien Schiff von 80 Kanonen, Charlemagne, das sich durch seine vortreffliche Einrichtung und große Reinlichkeit, die man bei den Franzosen nicht immer findet, auszeichnet. Außer daß es ein guter Segler sein soll, hat es eine sehr compendiöse Dampfmaschine, die mit der geringen Kraft von 400 Pferden, nach der Versicherung des Commandanten, den Kolosß sogar gegen den Wind ganz vortrefflich treibt. Der Charlemagne ist das erste große Schiff, mit welchem man ausgedehntere Dampf- und Segelversuche auf den Befehl der französischen Regierung vornimmt; Rigaud, der Commandant, ist von den Erfolgen ganz entzückt. Die Schraube dieses Schiffes ist so eingerichtet, daß sie von ihrem Baume gelöst werden kann, um dann mittelst Ketten durch die Windkraft des Gangspieles in ihrem Brunnen aus dem Wasser gehoben

zu werden; sie befindet sich dann gerade unter der Commandanten-Cabine, zwei Thorflügel sperren die untere Oeffnung des Brunnens, und das nunmehr unbelästigte Steuerruder regiert ganz wie bei einem Segelschiffe. Diese Handhabung scheint mir einleuchtend, nur muß das Winde- und Zahnwerk sehr genau eingerichtet sein, damit sich die Schraube immer rasch und vollkommen mit ihrem Baume vereinige. Ist der Rauchfang der Maschine in Unthätigkeit, so läßt man ihn wie ein Perspectiv in sich selbst hineinsinken, um beim Manövriren nicht zu hindern und dem Winde nicht einen unnützen Widerstand darzubieten. Die vollständige Bemannung erreicht die Zahl von 865. Die Matrosen sehen gesund und frisch aus, sind im Allgemeinen schöne Leute, und haben einen praktischen, sehr netten Anzug; englische Matrosen sind es freilich nicht. Die Officiere und die 12 Aspiranten hatten etwas Studentenhaftes. Wir durchwanderten das ganze Schiff en détail und freuten uns besonders an der trefflich eingerichteten wie eine Bibliothek aussehenden Pulverkammer, und an einer Maschine, die, durch die Dampfkraft getrieben, das Meerwasser trinkbar machen soll; leider ist dies bis jetzt noch nicht gelungen, aber immerhin beachtenswerth. — Der Besuch in dieser Seeburg endete wie gewöhnlich mit sehr angenehmen Erfrischungen in der schönen geräumigen Wohnung des Commandanten.

Bei herrlichem Wetter und magischer Beleuchtung verließen wir den pittoresken Faro.

## Palermo.

Ein Traum von einer Fee geträumt, ein Blumenkorb von Fülle und Duft in eine große herrliche Muschel ausgeschüttet, ist das wohnige und sonnige Palermo. Merkwürdig phantastisch geformte Gebirge, deren bizarr gestaltete Ausläufer in Zacken- und Pyramidenform aus den klaren Fluthen malerisch, wie Monumente einer vergangenen Welt heraustrachen, umgeben die Ebene, auf der sich vom Meere benetzt Palermo mit seinen interessanten Palastrainen und seinen frischen grünen Gärten, dem Ruhme und der Zier der sicilianischen Hauptstadt, entrollt. Auf dem linken Arme des Gebirges, welcher Ebene und Rhede umschließt, ruht die vielgepriesene Bagheria, ein ehemals von Pracht strotzender Landsitz des sicilianischen Adels; auf dem rechten erhebt sich der hohe nackte Monte Pellegrino, das Centrum sicilianischer Pietät, den die Legende von der heiligen Rojalia verklärt, und zu dessen Füßen, wie ein Smaragd an grauem Quarze, der grüne Park und die majestätische Villa, die

zeitweilige Residenz des berühmten Lord Shrewsbury-Talbot, lieblich in die Fluthen schaut. Schmückt das vielgepriesene Neapel, das Symbol südlicher Lust, sein Vesuv, so schmückt Palermo eine herrliche Zackenkrone von Juwelen und Blüthen durchflochten. Gleich auf den ersten Anblick entdeckt man die Stadt Palermo selbst, charaktervoll in ihren eigenthümlichen, selbstgeschaffenen Formen, was mir bei Städten stets einen Hauptreiz gewährt. Bald nachdem wir Anker geworfen hatten, besuchte uns Filangieri, Herzog von Satriano, bekanntermaßen ein echter Mann. Trotz seinen 64 Jahren sieht er frisch, kräftig und heiter aus. Lebhaft, wohlwollende blaue Augen unterscheiden ihn von den übrigen Italienern; höchst geistreich kleidet er seine festen, gesunden Gedanken in das feinste Französisch. Sein Kopf hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Louis Philipp's. Er stammt aus dem berühmten Geschlechte der Filangieri und sein Ahnherr führte den ersten Dolchstoß in der sicilianischen Vesper. Die Bekanntschaft mit ihm gehört unstreitig zu den interessantesten meiner Reise. Vom Quai aus gelangt man durch zwei reichverzierte Thorpilafter, die eine Art von Triumphpforte bilden, in das Innere der Stadt. Dieselbe wird durch zwei endlose Gassen, die sich kreuzen, durchschnitten. Vom Meeresufer bis auf die Ebene, die das Gebirge begrenzt, läuft die Via Toledo — unendlich schöner als ihre Namensschwester in Neapel —; man sieht mit einem langen Blicke durch

den architektonischen Eingang die großartige Palastrreihe mit ihren Tausenden von Balconen und über den königlichen Platz auf den großen Thorbogen, der wieder ins Freie führt.

Den Kernpunkt der Stadt bildet das sogenannte Cassero, auf dem vier große Stadttheile in vier Eckhäusern zusammentreffen, deren abgeschnittene Winkel durch architektonisch reich mit Statuen geschmückte Brunnen geziert sind; vom Mittelpunkte dieses interessanten Platzes genießt man eine unvergleichliche Riesenperspektive, was schon durch die Lage des Standpunktes bestimmt ist. In der Via Toledo finden wir jenes Gewirre, jenes Durcheinandermogen aller Farben und Gestalten, aller Alter und Stände der neapolitanischen Schwester; vielleicht liegt aber schon etwas vom Ernst des Araberblutes in diesen dunklen Gesichtern, in denen der Policinell nicht so vollständig regiert; auch sieht man hier mit Wohlgefallen wirklich imponante und großartige Häuser, die den Stempel der alten Pracht tragen, und mich durch ihre unter den Dächern laufenden vergitterten Balcongänge und ihre weit überhängenden reich mit Arabesken bemalten Frieße an den Orient erinnerten. Ich ließ mir erzählen, daß diese hochschwebenden Gittergänge oft von Haus zu Haus eine geregelte Verbindung bilden, durch welche die hier so große Nonnenchar ungehen zur Via Toledo kommen kann, um unter den Dächern der Paläste ihrer Angehörigen die berühmten heiligen Pro-

cessionen Palermo's zu betrachten; ein charakteristischer Brauch. Die Masse der geistlichen Männer und Frauen ist so groß, daß sie ein herrschendes Element des Volkes wird, und seiner Geistesrichtung folgend, selbst nach der Westentsagung die Pracht der südländischen Feste nicht entbehren kann. Diese Gittergänge geben aber unstreitig den hohen reichen Palästen der Via Toledo einen mysteriös-pittoresken Anstrich; an allen übrigen Fenstern schauen Balcone fröhlich in die Welt, von Blumen und Frauengesichtern überfüllt. Für einen einfachen Deutschen erscheinen diese Städte des Südens mit ihrer wogenden und lärmenden Menschenmenge immer wie im Festkleide, um so mehr heute, am Tage von Christi Himmelfahrt.

Wir beeilen uns noch eine Messe zu hören; eine einladende kleine Kirche gleich am Anfange der Via Toledo, in jenem unvergleichlich lieblichen byzantinisch-normannischen Style, der uns mit seiner warmen Poesie an die geheimnißvollen Gewinde und Laubengänge der Kebe und des Epheus erinnert, war leider schon geschlossen, daher wir dem Dome zueilten. Die palermitanische Kathedrale ist von außen ein wahres Kunstjuwel, eine Gottesburg, ein Zion des Christenthums; dies riesenmäßige Gebäude im byzantinischen Style erhebt sich, obgleich bedeckt von Ornamenten, Bogen, Kuppeln, Thürmchen, Statuetten und Basreliefs, in imposanter und zugleich wohlthuernder Einheit; auf dem gothischen Ernste blüht die maurische Sinnenpracht, und in jedem

der einzelnen Theile erscheinen uns Geschichte, Sage und Religion wunderlieblich verwebt. Siciliens merkwürdige Vergangenheit tritt uns aus dieser goldgelben, sonnendurchglühten Steinmasse beredt entgegen. Das terrassenartige Dach und die Eintheilung des Gebäudes in Fächer giebt dem Ganzen ein burgähnliches Aussehen, das sehr durch den freien, weiten, mit einer reichen Balustrade und Statuen gezierten Vorplatz gehoben wird. Die Eckthürme erinnerten mich durch ihre gemusterte Ziegelverkleidung und ihre Form an die geliebte Giralda von Sevilla. Gothische Strebepfeiler, welche über eine Straße weg das Gebäude mit einem Seitenpalaste verbinden, vollenden das poetische, eigenthümliche Bild. Es läßt sich nicht ausdrücken, wie störend auf diesem schönen Gebäude eine Kuppel im nerömischen Style sich ausnimmt. Aus der Mitte des Domes ragt sie plump und unbeholfen hervor, und erinnert unangenehm daran, daß nichts Menschliches vollkommen ist. Wirklich abscheulich, wie ein papiernes Futter in einem von Juwelen strotzenden Reliquienkästchen, ist das weite Innere der Kirche, das ganz im nerömischen Style, in jenen abgeschmackten Zopfformen gehalten ist, welche sich während des verflossenen Jahrhunderts den schönsten Bauten der alten Zeiten, wie die Prosa der Poesie, aufdrängten. Man steht sprachlos und entmuthigt da, es ist das kalte Aufwachen nach einem schönen Traum, ein Gegensatz wie ich ihn noch selten in der Architektur gefunden habe. Im

Dome ward gerade Messe gelesen, bei der wir, glaub' ich, die einzigen Anständigen und Andächtigen waren; denn die Leute klapperten mit ihren Betstühlen, wie bei einer Völkerwanderung von Altar zu Altar, so daß eine fortwährende vergnügte Unruhe in der Kirche herrschte. Der Glanzpunkt für das Publikum sollte aber erst kommen; auf einmal sah ich während der Messe die Leute ihre Plätze verlassen und dem Mittelpunkte der Kirche zueilen; hier war ein Meridian gezogen, um den sich eine schäfernde Versammlung drängte. Die Taschenuhren wurden herausgezogen und man erwartete *il gran momento*, wie im Theater das Erscheinen der *prima donna*; die Menge wurde immer unruhiger, der Geistliche wendete sich am Altare herum, auf einmal schimmerte es auf dem Marmor und die Sonne hatte den Mittag bezeichnet; unter wohlgefälligen Scherzen stellte die betreffende Gesellschaft ihre Uhren; *il colpo di scena* war geendet, man zog wieder zum Altare, und beschloß mit Beihilfe des Priesters gemüthlich seine Messe. Solch eine Scene füllt den Deutschen mit Staunen, da er mit unserem Herrgott nicht so vertraut ist.

Einige Grabmonumente in schönem einfachem Porphyrr, und andere wieder in weißem Marmor mit Mosaïkbändern, sind vom höchsten Interesse. Sie schließen in sich die Ueberreste Kaiser Heinrich's VI., gestorben in Messina 1097, Kaiser Friedrich's II., gestorben in Florentina 1250, der Gemalin Kaiser Heinrich's, Constantine, der letzten aus

dem Stamme der Normannen, gestorben 1098, und Roger's Königs von Sicilien, gestorben 1154. — Sonderbar nimmt sich das in Oel gemalte furchtbare Portrait des Königs über einem der großen Eingangsthore aus. Wir führen am Schlosse, einem Quodlibet aller nur denkbaren Architekturen vorbei, durch den großen im Cinquecento-Style unter Karl V. erbauten dazu gehörigen Riesenbogen aus der Stadt, um zwischen blühenden Orangergärten zu den Frati secchi zu gelangen. Wer den süditalienischen Charakter durch und durch erkennen und begreifen, wer sehen will, wie das entnervte Volk mit Allem, ja selbst dem Tode seine ekelhafte Kurzweil treibt, der folge, wie ich, dem mit seinem Schlüsselbunde rasselnden Kapuziner. Eine knarrende Thür, mit Todtenschädeln bemalt und einem Schauer verkündenden hochtrabenden Sonett beschrieben, öffnet uns den Weg zur Unterwelt; über eine breite kalte finstere Treppe gelangen wir in graue, weite, vom Tageslicht erhellte Hallen; die kalte Treppe ist wie die erste bleierne Stunde des Schlafes in einer wüsten Fiebernacht, die Phantasie wird in das graue, wirre Reich der Träume wie durch einen Fieberparoxysmus eingeführt; ein Berg von rohen staubbedeckten Särgen erhebt sich an den dunklen Wänden, fragenhafte Leichengestalten, in braune Kutten gehüllt, grinsen mit schlotterndem Kopfe, abgestorbenen falben Haarbüscheln und pergamentartigen Hautsetzen Mann an Mann von den hölzernen Gestellen und Nischen herab,

während sich unter dem Gewölbe ein Fries von Kindergestalten mit Glacé-Handschuhen, netten Blouschen, Käppchen, Häubchen und Blumensträußen, aber hohlen Augen und erdfarbener Haut herumzieht; lange Hallen entlang, in wirrer sich verlierender Perspective im unstäten Lichte und Schatten und kalten farbenlosen Tönen, stehen, wie in einer Bibliothek die Bücher, entseelte Palermitaner stockweise aufgestapelt, dick bestaubte Festons von Spinnenweben schlingen sich, ein craß phantastischer Schmuck, von den Schädeln und Haaren zum stillen grauen Gewölbe hinan, während ein unheimliches Katzenheer, das über Särge und Leiber im hexenartigen Spiele hinweghüpft, das einzige Lebende in jenen verzweigten Kreuzgängen ist; alle Stände und Zeiten sind hier in einem wüsten Traume vereinigt. Wir finden Leichname und Gebeine von Philippo d'Austria, König von Tunis, gestorben am 20. September 1622, bis zu den ehrwürdigen Kapuzinern, welche noch vor weniger als einem Jahre mit unserem Führer fröhlich im Refectorium geschmaust haben. Jeder Palermitaner hat das Recht sich hier aufspeichern zu lassen, nur müssen seine Verwandten jährlich dem Kloster einen gewissen Tribut an Wachs geben, sonst werden die hohen Ahnherren ohne weiteres hinausgeworfen; die Reichen werden in Glaskasten aufbewahrt und haben jährlich am Allerseelentag großen Empfang, wozu sie Toilette machen. Unter ihnen fand ich einen 1848er in blanker Nationalgarde-Uniform, an seiner stolzen

Vinken die schimmernde Pickelhaube; die gewöhnlichere Plebs wird an Stangen befestigt und schneidet den Kommenden oft ganz unbegreifliche Gesichter, die durch ihre Unveränderlichkeit Schauer erregen; die Reichname dieser Art werden in braune Tuchlappen, futtenähnlich eingenäht, daher der Name Frati, das secchi braucht keine Erklärung. Auf dem schlaffen, schiefen Kopfe der Geistlichen sitzt das Pfaffenkappelein, um die gebrochene Schulter hängt die abgeschossene Stola, ein Privilegium besonderer Art. Die italienische Schamhaftigkeit fordert die Trennung der Geschlechter.

In einer Capelle wird hier in den Hallen zuweilen Messe gelesen; am Allerseelestage wird ein Corso abgehalten, bei dem es fashionable ist, seine theueren Verwandten und Bekannten von Angesicht zu Angesicht zu beschauen und sich an den traurigen Ueberresten der Gewesenen mit stillem Schauer zu ergötzen. Für einen Fremden ist das Alles aber so starr, so fahl und hohl, so höhrend fürchterlich, daß Einen bei dieser angehäuften Bude des Antiquarhain nicht sowohl Angst, als Empörung, Ekel und zuletzt verzweifelte Gleichgültigkeit überkommt. Schneidend und daher um so drastischer ist der Gegensatz, daß durch diese Gallerien verzerrter Leichen aus dem Garten der Kapuziner der üppigste Drangenduft wehte. — Die Herzogin von Berry erzählte mir einmal, daß sie als Mädchen, tempora mutantur, die Vocation gehabt hätte, in Palermo bei den

Kapuzinerinnen als Schwester einzutreten; König Franz, ein praktischer Lebemann, befahl ihr vorerst einige Jahre das Metier ohne Gelübde zu versuchen; sie betete und sang fleißig im Chor, speiste mit den Schwestern im Refectorium, wusch die Todten und besuchte häufig die Sorelle secche; Alles ging prächtig von Statten, und die Gott ergebene Jungfrau sehnte sich nur im frommen Verlangen nach dem wirklichen Eintritte in das Kloster; da traf sie eines Tages die Wache bei den dürren Schwestern, sie öffnet die Thür der Katakomben, und plötzlich sieht sie vor sich die grinsende Gestalt einer ihrer Weltfreundinnen stehen, einer Herzogin, die durch ihren hohen schönen Wuchs berühmt war, und deren Tod sie in ihren frommen Uebungen nicht erfahren hatte; nun fand sie dieselbe, zu einem kleinen Cadaver eingeshrumpft, grimassirend wieder. Die Klosterpassion war curirt, und die hohe Frau erhielt die Freiheit wieder, die sie dann so gut zu benutzen wußte.

Bei unserer Rückkehr zur Oberwelt fanden wir die Kapuziner, wie sie gerade die Kloster-suppe unter allerhand Geprügel und Geschrei vertheilten.

So reizend Palermo in seinem weiten duftenden Garten ist, so möchte ich hier doch niemals wohnen; die Frati secchi haben mir die Conca d'oro verleidet; denn immer würde ich mich mit dem unangenehmen Gedanken herumtragen, daß ich plötzlichen Todes sterbend auch in diesen Gewölben als Fraçe die gruselig angenehme Emotion der

Palermitaner erregen könnte. Wer die Welt da unten gesehen hat, der fühlt, daß die lärmende, brausende darüber keine Tiefe, keine Würde hat.

Von Kirchen sind in Palermo außer dem Dome die von San Giuseppe und die der Gesuiti berühmt. Beide sind ganz überladen mit Pietra dura, was die geschmacklosen Formen der Zopfzeit, in denen die Kirchen erbaut sind, noch plumper macht. San Giuseppe besteht eigentlich aus zwei Kirchen, der über- und unterirdischen, den Nutzen der letzteren, welche eine weite gewölbte Halle ist, sehe ich nicht ein. Es ist mehr ein architektonisches Kunststück, ein Luxus an Gebäulichkeiten. An einem der Seitenaltäre der rechten Wand der Oberkirche ist ein äußerst liebliches Madonnenbild, so mild, so einfach, daß es mir den friedlichsten, wohlthwendsten Eindruck machte, doch ist es weder von einem berühmten Meister, noch hat es sonst einen historischen Werth. In jener der Gesuiti fand ich zum erstenmal auf den imposanten Pfeilern und Bögen die Pietra dura als Hautrelief bearbeitet, was wohl unendlich reich, aber zu üppig aussieht.

Am Anfange der Via Toledo, parallel mit der Meeresküste, erhebt sich eine Reihe stattlicher Paläste über hohen mit Blumen geschmückten Terrassen und nur durch die Promenade, deren Bäume gerade jetzt in Blüthe waren, von dem Meere getrennt. Der erste dieser Paläste ist der der Fürsten Butera; eine weite architektonische offene Treppe, ein trefflicher Vorwurf für eine Gropius'sche Decoration, führt

zu der wallartigen Terrasse, die dem Publikum geöffnet ist. Der Blick von derselben auf die offene See, die bizarre, schöne Küste und die architektonische Fülle der Umgebung ist herrlich und hinterläßt nur das Bedauern, daß der aristokratische durch und durch vornehme Palast nicht bewohnt wird. Die Flora, ein öffentlicher Garten, zu welchem man durch die früher genannte Allee gelangt, ist einer jener Punkte, welche die Zierde und den Ruhm des blumigen Palermo ausmachen. — Was in Italien so schön ist, und was wir Nordländer nicht begreifen wollen, ist die Kunst die Architektur mit der weichen blühenden Natur zu vermählen. In München, dem deutschen Athen, sehen wir viel Schönes und Großes im Fache der Architektur, aber es fehlt dieser kalten Schönheit an Wärme und Grazie, denn nirgends schmiegt sich die wohlthuernde wirkliche Natur an die stolzen Steinmassen. Hier hat jedes Gärtchen seinen architektonischen Schmuck, seine steinernen Balustraden, Statuen und Vasen, jedes Gebäude seine Blumenbouquets, seine grünen Ausruhepunkte. Bei uns ist entweder Alles Gegend, oder Alles Stadt; ein einziger Fürst in Deutschland hat diese südliche Vermählung, wo Geist und Sinn auf gleich angenehme Weise berührt werden, begriffen und so gut es ihm Klima und Sand erlaubten, ausgeführt: es ist Friedrich Wilhelm von Preußen, der die Dede Berlins mit Blumen und Sträuchern veredelt hat. König Franz hat bei seinem Aufenthalte in Sicilien als Kronprinz die Flora gegründet.

Von Steinbalustraden und Thoren umgeben, mit Statuen untermengt, führen schattige Orange-Alleen, die Bosquet von Bosquet trennen, zu einem Blumenparterre, auf dem gerade heute, dem Festtage zu Ehren, sich eine Militärbande hören ließ. Der daranstoßende botanische Garten hat majestätische Exemplare von Palmen und anderen schönen und seltenen Gewächsen, die hier dem Auge wohlthuend im freien reichen Boden fortkommen. Das kostbarste Kleinod dieses Gartens war mir eine neue Schlingpflanze, die *Bougainvillea spectabilis*, welche das eiserne Gerippe eines Glashauses umspann und mit ihren Myriaden von rojavioletten Blüthen bedeckte. Es ist eine jener wunderbaren Blüthen der Tropen, welche nicht nur das Licht der Sonne in sich saugen, sondern aus eigener Farbenpracht, wie der Karfunkel der Feensagen, zu strahlen scheinen. Den Eingang des botanischen Gartens bildet eine Art egyptischen Tempels, über dessen breite Treppen man in ein Heiligthum kommt, in welchem man statt den Osiris zu verehren botanische Vorträge hält. Sphynge und Hieroglyphen geben dem Ganzen einen mysteriös komischen Anstrich, zu dem ein pathetischer Herr im langen Schlafrocke und rother Kappe prächtig als Großphtha paßte. Neben dem Palaste Butera, auf derselben Terrassenreihe liegt die Trinaeria, das eleganteste Gasthaus von Palermo. Wir fanden dort ein vortreffliches Frühstück mit den köstlichsten Frühjahrserträgen; doch der Hauptreiz ist auch hier

die entzückende Aussicht, welche man aus den frischen netten Zimmern über die blumige Terrasse hin unmittelbar auf die See hat.

Außerhalb Palermo auf der Seite des Monte Pellegrino liegt die Olivuzza, wieder ein paradiesischer Aufenthalt der Sicilianer. Wer das Vollendetste alles Naturreizes, das Höchste der Gartenkunst, die Quintessenz aller Blumenlieblichkeit, wie sie nur die üppigste Fülle des glücklichsten Landes dem Menschen gönnen kann, genießen will, der besuche hier in der Olivuzza die Villa Butera im vollen Maienglanze. Was er beim Betrachten der weitgepriesenen Villa Hügel in ihrem schönsten Blumenflor, in ihrem asiatischen Pflanzenreichthume geahnt hat, das findet er hier in goldener Wirklichkeit. Durch duftende Rosenwände, unter Festons der lieblichsten Schlingpflanzen sieht man die Villa mit ihren auf Blumen und Sträuchern schwebenden Terrassen, ihren Balcons und Treppen, alles halb vergraben, warm umarmt von den herrlichsten blühenden Gewächsen, während sich vor dem Gebäude die glücklichsten Naturbilder wie in einem Kaleidoskop zeigen. Hier eine frische, grüne Wiese mit hohen schlankeu Palmen, die sich in den blauen Lüften schwesternlich umarmen, zu ihren Füßen schöne blätterreiche Aloën, dort liebliche Orangenwäldchen in Frucht und Blüthe, gesäumt von den reichfarbigsten Blumen; dann wieder zwischen Lorbeer und Myrte ein Marmorbrunnen mit allerhand heiterem Bacchantenwolf,

während sich in weiterer Perspective über Grotten und Felsen, über Tulpen und Narcißen ein Tempelchen erhebt, von dem aus wir in die weite See blicken. Hat die Villa Butera, wie alles, was die Menschen geschaffen, einen Fehler, so ist es der, daß man vor lauter blühenden Pflanzen, vor lauter berauschemdcm Dufte nicht zur Besinnung kömmt; sie zeigt uns, was nordischer Fleiß auf üppig südlichem Boden leisten kann. Anstoßend an Butera ist der ebenfalls wunder schöne Garten des Herzogs Serra di Falco; zwar weniger Ordnung und altmodische Kün- dereien, als Irrgärten und Eremitagen mit beweglichen Klausnern, bekunden hier schon den Eigenthümer als echten Südländer; doch ist es ganz amüsanter Unjinn aus der Götter'schen Idyllenzeit. Auffallend schön ist in diesem Garten eine lange melancholische Cypressen=Allee, an deren Ende eine sehr geglüccte künstliche Ruine mit einem Teiche eine hübsche Perspective giebt. Und er, der Herzog von Serra di Falco, was hat er von all dieser Naturpracht, von diesem Seensitze? nichts als den bitteren Schmerz, ein Zwiel zu haben, das er in seines Lebens Abend — er ist ein sehr betagter Mann — nicht genießen kann, denn er lebt im Exil. Ein langjähriger Diener des Königs, ließ er sich, noch am Rande des Grabes, statt die letzten Strahlen seiner untergehenden Sonne im stillen Frieden zu genießen, im Jahre des Unheils 1848 von der Umsturz= partei bethören und nahm die Präsidentschaft der provi-

forischen Regierung des im Aufstande begriffenen Sici-  
liens an.

In der Nähe der Olivuzza hat Filangieri eine neue Promenade, die der Favorita, angelegt. Ist sie auch noch nicht vollendet, so zeigt sie doch jetzt schon ihre hübsche Zukunft und sehr lobenswerth ist der Gedanke des Fürsten-Statthalters längs der Spaziergänge, an den lieblich anschwellenden blumenbedeckten Hügeln, Baugründe unter der Bedingung zu verschenken, daß jeder Besitzer sein Haus im maurischen Style errichten muß. Die Promenade war am schönen Festabende sehr besucht, und recht elegante Equipagen rollten hin und her; unter ihnen sah mein Auge zum erstenmale einen Cab, jene unsichere Beförderungsmaschine, die ich bei meiner Rückkunft in Wien, der Stadt der Fiaker par excellence, schon ganz gang und gäbe finden sollte. Die Einführung der Cabs ist ein geschichtlich wichtiger Moment, ja einer der vielen Todesstöße, die die Cultur des aufgeklärten Zeitalters dem gemüthlichen Wien ver-  
jetzt hat.

Bei hereinbrechender Nacht kehrten wir in die Stadt zurück, das Volk wogte noch die Toledo auf und nieder, und gar reizend schmückten jetzt die phantastisch erleuchteten, mit Fontainen, zahllosen Vasen mit glänzenden Goldfischen und duftenden Blumenguirlanden geschmückten Acquajuoli-Buden die Palaststraße.

Tags darauf machten wir einen Besuch in Monreale

und San Martino. Man fährt die lange Bahn, in welche die Toledo durch das Schloßthor mündet, hinab, durch eine mit Orangenhainen bedeckte Ebene dem Gebirge zu. In trefflichen Windungen führt dann die mit reichen Brunnen und Bänken geschmückte Straße, das wohlthätige Geschenk eines Cardinals, zum romantisch und dominirend gelegenen Städtchen Monreale. Die Aussicht vom Gebirge herab ist unvergleichlich schön, man blickt so recht der sicilianischen Natur in den reichen Schooß, sieht das herrliche Thal, wie es sich mit seinem weiten dunkelgrünen Orangenwalde vom Fuße der edlen Berge bis zum Strand der blauen Rhede hinzieht, an dem sich auf Laubeshrün und Fluthenblau die große üppige Stadt mit ihren Thürmen und Kuppeln reich und schön zeichnet; es ist eines jener goldenen Bilder, die das Herz entzücken, und der lebenswarmen Seele ein klarer Spiegel sind, in dem sie sich größer und erhabener erblickt; eine Wiege für hundert poetische Ahnungen, welche die Zeit in glücklichen Augenblicken zur Reife bringt. Das Kloster liegt mit seiner einen Seite in der Stadt, mit der andern hängt es über kleinen Blumenterrassen schroff an der Bergeswand; es ist groß und geräumig, hat eine breite Treppe mit schönen Gemälden und frische luftige Gänge. Von grandioser Wirkung ist sein prächtiger hoher Mosaikdom im gold- und farbenreichen byzantinischen Style; es ist San Marco in erweiterten Verhältnissen, die freilich dem Gebäude jene

köstliche heimliche Lieblichkeit der Venetianer Kirche nehmen. Monreale ist ein Saal, San Marco ein heiliges Boudoir mit allerhand liebenswürdig interessanten Einzelheiten. Durch die echte geglückte Restauration in der Klosterkirche hat sich König Ferdinand ein großes Verdienst um die Kunst erworben. Auch in dieser Kirche sind zwei altnormännische Sarkophage, deren einer die Gebeine Wilhelm's II., des Stifters von Monreale — 1174 — enthält. Der Kreuzgang im großen Klosterhofe ist im selben Style erbaut, er enthält 260 paarweise aufgestellte Säulen, deren jede eine andere Form hat und deren weißer Marmor mit Bändern von bunter Mosaik umschlungen ist. Auch hier fanden wir den grauen Brauch der Frati secchi, die wir aber eingedenk der Palermitaner unbefucht ließen. Bei glühend afrikanischer Hitze bestiegen wir nun unter dem Gepolter und dem Geschrei der habgüchtigen Bevölkerung Cincerelli, um durch eine wüste Paßgegend gegen San Martino zu ziehen. Dies Kloster, ein imponantes Gebäude im neu-römischen Style, ist eine Filiale von Monreale und gehört daher gleich dem Mutterhause dem Orden der Benedictiner; es liegt in einer fahlen verlassenen Berggegend, wie es eigentlich auch die Ordensregel vorschreibt. Das schloß-ähnliche, großartige Gebäude sieht in dieser Oede wie verzaubert aus, und nur ein kleiner Durchblick ist auf das weite Meer gegönnt, um der Sehnsucht und Phantasie doch einigen Spielraum zu lassen.

Aus einem schönen Vorhause, in welchem der russische Hof bei seinem Besuche des Klosters tafelte, führte eine wirklich prachtvolle Treppe zu der Wohnung des Abtes und auf die weiteren Gänge, die das Gebäude durchkreuzen, und auf denen eine Menge Päpste, die dem Orden des heiligen Benedict angehört haben, gemalt sind. Die beiden Hauptgänge schneiden sich in der Mitte des Gebäudes, die man deswegen das *Cassero* nennt. Einer derselben führt zur Kirche, an deren Wand ein schöner frisch umgrünter Brunnen die eine Perspective grottenähnlich schließt. Die Kirche selbst bietet nichts Besonderes dar; doch jetzt bei der heißen Nachmittagsstunde war ihre Kühle wohlthuend und ihre stille Einjamkeit erhaben. Ein freundlicher gebildeter Mönch machte uns den angenehmen Cicerone; ich gehe gerne mit Mönchen um, wie mit allen Männern, die eine ausgesprochene, scharf begrenzte Lebensrichtung haben; man weiß woran man mit ihnen ist, was man mit ihnen zu sprechen hat. Fast alle übrigen Benedictiner waren auf der Sommerfrische bei ihren Verwandten, was ihnen einen Monat im Jahre gestattet ist. Im Kloster von San Martino können, wie in Monreale, nur Adelige angenommen werden; eine Einrichtung, welche in unseren herrlichen Stiftern von St. Florian, Göttweih und anderen klugerweise nicht eingeführt ist. Eine Sammlung, die von Allem etwas und zwar manches interessante Stück enthält, wird hier dem Fremden gezeigt. Apokryph dürfte in diesem

wissenschaftlichen Quodlibet die thönerne Giftschale des Sokrates sein; unter allerhand Mondfälbern und Mißgeburten zeigte unser guter Mönch uns ein Ferkel, das nach Enklopen=Art nur ein Auge auf der Stirn hatte, und sagte ganz gravitatisch: „ma non è nato d'una donna.“

In den Zimmern des Abtes wird ein Bild Raphaels gezeigt, welches mir aber nicht absonderlich gefiel.

Auf einem andern Wege kehrten wir nach dem heißen nicht uninteressanten Tage hoch zu Esel durch ein wüstes Thal zu einem romantisch gelegenen Dorfe zurück, von wo aus uns unser Wagen wohlbehalten nach Palermo führte.

Als Gastronom, ja ich gebe es zu, sogar als Sybarit, war ich höchlichst erfreut in den heimlichen Zimmern der Trinacria ein ganz vortreffliches Mahl einzunehmen, bei dem sich der Genuß der Tafel, der umfangreichen reizenden Aussicht und des wonnevoll kühlen Abendes, der die Düfte aus dem weiten Blumenkorbe Palermo's über die Terrasse durch die geöffneten Thüren herauslockte, trefflich vereinigte.

Minder erheiternd war das letzte Stück des Abendes im Theater, wo ich auf die Einladung Filangieri's einer mir unverständlichen Posse beiwohnen mußte.

Den dritten Tag waren wir ganz der Liebenswürdigkeit Filangieri's anheimgestellt; die Besichtigung einer neapolitanischen Dampfregatte im innersten Theile des Hafens

gab dem prachtliebenden Fürsten treffliche Gelegenheit zu einem reichlichen Frühstück, bei dem die Vortrefflichkeit des südlichen Materiales erst durch französische Zubereitung zur Geltung kam. In der Fregatte selbst war nicht viel Besonderes, auch war sie ganz im italienischen Style gehalten; es ist unglaublich, welcher charakteristischer Unterschied sich eben in der südlichen oder nördlichen Haltung eines Schiffes kund giebt; zur nördlichen rechne ich die Art der Engländer, Dänen und Schweden und zum Theil die unsrige; südlich herrscht die geschmacklose, unreine, farben-  
 drahtische Weise der Italiener, Spanier und der meisten Franzosen. — Zum Norden gehört Ruhe, Etiquette, strenge Disciplin, ja fast Steifheit; zum Süden Geschrei, Socialität und Komödie; der nordische Matrose ist trotz der Disciplin frank und frei, kalten Muthes und hat ein frisches und reines Aeußere; der südliche Seemann hat momentanen Muth, Begeisterung der Eitelkeit, ist aber sonst sklavisch und niedrig, und mit seinem unrasirten Gesichte vernachlässigt und verwildert. — Wir verließen das Wasser und rollten in einer mit vier schönen Klappen bespannten Equipage, deren Kutscher und Lakaien die königliche Farbe trugen, nach der Bagheria, die auf einer Landzunge liegt und ein Agglomerat von schönen und oft in den bizarrsten Formen erbauten Lustschlössern mit ihren Terrassen und Gärten ist. Die Schlösser sind alle aus einem glühgelben und eigenthümlich schönen Steine Siciliens erbaut, und mit den

reichsten, üppigsten Ornamenten, Bogen- und Säulengängen des Rococo à la Versailles, aus dessen Blüthezeit fast alle stammen, geschmückt. Von weitem im frischen Grün nimmt sich das Alles ganz herrlich und fürstlich aus; man staunt über die Pracht und den phantastischen Geschmack der sicilianischen Herzoge und Marquis, doch rückt man näher heran, so bemerkt man mit Schmerz, daß die im Jahre 1815 stattgefundene Aufhebung der Fideicommissse all dies schöne und reiche Bauwerk zu Ruinen machte. Ungefähr in der Mitte der Bagheria erhebt sich in einem der Gärten ein Hügel, von dem man die umfassendste Aussicht auf die Rhede von Palermo, die Stadt, die Conca d'oro und auf das jenseitige romantische Ufer, an dessen Sand und Felsen die hohe See spült, genießt. Diesen Hügel machte uns schon die furchtbare Hitze zum Marterwege, doch bei der Rückfahrt stieg dieselbe auf einen immer schreckbareren Grad, so daß ich Filangieri, als wir gerade das Cassero passirten, um einen kühlen Trunk anbettelte. Der Fürst ließ vor einem Acquajuolo halten, das Volk schaarte sich um die königliche Equipage, und ich sah mit Staunen, daß selbst bei den Tapfersten die Natur des Vaterlandes sich nicht ganz bemeistern läßt, denn Filangieri kam bei dem Anblicke des sich immer mehr häufenden Publikums in eine sichtliche, vermuthlich von dem Gedanken an ein Attentat herrührende Unruhe; als ich ihm anbot von dem köstlichen Labetrunk des Acquajuolo zu genießen,

verneinte er mit auffallender Entschiedenheit. Uns naiven, vielleicht zu gutmüthigen Deutschen kommt so Etwas sonderbar vor; hier in Sicilien mögen wohl die Worte Mord und Gift nicht ganz ohne Wiederhall sein. Wir durchstreiften noch des Königs Favorita, einen weiten Park, von dem ein Theil als Fasanerie und Tummelplatz für Kaninchen verwendet wird: das chinesische Schloß steht am Auslaufe des Monte Pellegrino angelehnt auf schlechtem magerem Boden, weswegen auch Alles kümmerlich gedeiht und nur verkrüppelte Sträucher die Anlage bilden; der Zufall, daß hier die Kaninchen am besten fortkommen, ließ König Ferdinand I. als leidenschaftlicher Jäger diesen unwirthbaren Platz wählen; daß aber die Favorita sein Lieblingsaufenthalt wurde, rührte daher, daß die Verdauung, wie mir Silangieri erzählte, durch die Lage dieser Grotte außerordentlich beschleunigt wird, was dem König, als starkem Esser, sehr zu Gute kam. Der chinesische Kiosk ist ein Winkelwerk von winzigen, bizarren Zimmerchen und Treppen, und hat nur einen wirklich hübschen Salon. Die Aussicht von den spitzen Dächern und Thürmchen der Mandarinwohnung ist freilich wieder herrlich, und man kann jagen neu, indem man die See von zwei ganz verschiedenen Seiten rechts und links vom Monte Pellegrino sieht; wir entdeckten auf derselben am fernen Horizonte die französische Flotte, die schon seit einiger Zeit in Palermo erwartet wurde.

Der Tag endete mit einem glänzenden, wahrhaft königlichen Mittags-Essen, das der Herzog in der Residenz gab. Er hatte die in Palermo anwesenden Sommitäten eingeladen, so daß das Fest nicht nur durch seine prachtvolle Ausstattung, sondern auch durch die geistige Unterhaltung äußerst angenehm war. Unter den Gästen befand sich der geistreiche Sauzet, der Präsident der Deputirtenkammer unter Louis Philipp, ein Mann von feinen, fast zu süßen Manieren, der im Laufe der Jahre viel gesehen hat, was er auf sehr interessante Weise vorzutragen versteht; der Fürst Colonna, einer der Primaten Roms, und Lord Shrewsbury-Talbot, des Ersteren Schwiegervater, eine ehrenwerthe und interessante Erscheinung. In seinem zu großen Religionseifer hat er sich in den Kopf gesetzt, der von Gott Auserwählte zu sein, um sein Vaterland zum Katholicismus zu bekehren, weshalb er im Gespräche mit mir der Handlungsweise des Cardinals Wiseman keine Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ich muß noch zum Schluß der Blumensträuße auf der Tafel erwähnen, die durch ihre Schönheit Epoche in unseren Reiseerinnerungen machten: sie waren aus den feinsten, schönfarbigsten Centifolien nicht gebunden, nicht gesteckt, sondern flossen wie der duftende Schaum des Champagners aus den reichen Goldkörben in Festons und Guirlanden zur Tafel herab. Wie mächtig hier im glücklichen Mai die Blumen- und Blütenmasse ist, zeigte sich als wir nach Tische auf den Balcon traten;

jeder Hauch der erfrischenden Nachtluft war vom üppigsten Orangendufte geschwängert.

Am folgenden Tage besuchten wir den in der Palastrreihe am Meere liegenden Palaſt des Marquis F\*\*\*. Es iſt dies ein herrliches, mit dem größten Fleiße ausgearbeitetes Gemisch von Stylen, zu deſſen Errichtung der Marquis ſich mit jahrelanger Geduld eigene Arbeiter heranzog; trotzdem iſt er mit ſeinem Hauſe noch nicht zu Ende gekommen. Die Mittel ſind die trefflichſten, das Detail wunderbar, doch dem Ganzen fehlt es an Charakter und Grazie; alle Zeiten und jeder Geſchmack ſind im bunten Gewirre dargeſtellt; ſo iſt die Vorhalle in ihren Einzelheiten meiſterhaft; einen Theil derſelben ſchmückt ein kunſtvolles Moſaik auf Goldgrund im normanniſchen Style, während die Halle ſelbſt durch ſchöne griechiſche Säulen in griechiſche und alt-chriſtliche Theile halbirt wird. Aus der Halle treten wir in einen großen, hohen, mauriſchen Saal mit all der Ornamentik und Farbenpracht der tauſend kleinen Arabeskenkuppeln und Tropfen andaluſiſcher Palaſte. F\*\*\* erhielt die Muſter aus der Alhambra durch die Königin Chriſtine, doch iſt leider die Arbeit nicht fein genug, die Farben und das Gold ſind zu grell aufgetragen, es fehlt mit einem Worte der orientaliſche Duſt der Alhambra. Sehr ſchön iſt in dieſem Gemache der Marmorboden, aus dem ſich ein friſch ſprudelnder Springquell erhebt. Durch den Huſenbogen tritt man in das ſchönſte Gemach des Hauſes,

eine Gallerie in normannisch-sicilianischem Geschmacke, die Wände und der Plafond sind das feinste Mosaik von Halb-Edelsteinen auf den reichsten Marmorgattungen; zwischen den Marmor drängt sich Porphyrr und rother Granit, ja sogar der Fußboden ist ein vollendetes Kunstwerk der schönsten, frischesten Farben auf weißem Marmor eingelegt. Alles ist so trefflich polirt, daß es als Spiegel dienen könnte, und sehr begreiflich war der Wunsch des Großherzogs von Toscana, ein Stückchen des mit Füßen getretenen Kunstwerkes als Papierbeschwerer auf seinem Schreibtische besitzen zu können. Der Kaiser von Rußland kniete nieder, um mit seiner Hand einen Kuß diesem Wunder der Steinarbeit zuzuschicken. Wenn derselbe Styl durch das ganze Haus ginge, so wäre diese Halle ein seltenes Kunstjuwel, doch in diesem Mischmasch thut ihre Schönheit eher dem Auge wehe, als daß sie es erfreute; denn gleich zur Rechten und Linken finden wir pompejanisch-etrurische Zimmer und einen Ballsaal aus der Kaiserzeit, die gar schauerhaft mit dem früher beschriebenen harmoniren. Der Schlüssel zu diesem ganzen Hause ist aber der Besitzer selbst, der viele Kunstschätze gesehen, eine gewisse Art Kunstsinne, einen eisernen Fleiß und eine große Stützigkeit, aber gar keinen Totalgeschmack, keinen regen Sinn und nicht die mindeste Spur von Verstand hat; er wäre ein guter Mosaikarbeiter, ist aber ein ungeschickter Leiter eines solchen Baues. Während wir in der normannischen Halle waren,

ward mein Auge durch ein für den Seemann sehr interessantes Schauspiel auf die See gezogen: die ganze französische Flotte unter dem Commando des Admirals La Suffe ging in der Rhede vor Anker; der Anblick dieser Kolosse war ein mächtiger, herzerfreuender.

§\*\*\* führte uns auch in den königlichen Palast; die Prachtäle sind alle im häßlichen, steifen, griechischen Style; in dem größten steht einer der beiden berühmten jüngenden Bronze-Widder aus der Blüthezeit von Syracus, von denen uns Diodor von Sicilien erzählt. Es ist ein schönes Kunstwerk voll Kraft und Natur, doch jetzt ist es verstummt, vielleicht im Schamgefühl seiner wenig geeigneten Stellung.

Die Schätze des Schlosses sind das wunderliche Zimmer des Königs Roger und die unter ihm eingerichtete Capelle; beide sind in jenem die Sinne schmeichelnden Style der Normannenzeit, mit Mosaik und Edelstein ausgelegt. Die Capelle insbesondere mit ihrem mystischen Dunkel und ihren von feinen Säulen getragenen goldfunkelnden Gewölben ist ein köstliches Bauwerk.

Auf dem hohen, früher erwähnten Niesenthore ist die berühmte Specula, die nur mit London den Besitz eines Meridianinstrumentes theilt und auf der der berühmte Piazzì wirkte.

Noch einmal besuchten wir in der Olivuzza die Villa Butera, um das Innere der Wohngebäude zu besehen; ein Reichthum von kleinen Zimmern ist mit wahrhaft

russisch-asiatischem Luxus eingerichtet, mit vielen interessanten Nippes gefüllt. Merkwürdiger als dies ist die sogenannte Zisa, ein thurmartiges Maurenschloß aus der Chalifenzeit; ein Brunnen mit kleinen Rinnen und Cascaden und manche Verzierung erregten mir süße Erinnerungen an mein theures Spanien. Von dem mit Thürmchen gekrönten Dache genießt man eine weite prachtvolle Aussicht. Wenn man da oben steht, hat man nicht das Herz, der präntensiosen Inschrift im Schlosse zu widersprechen, sie sagt auf Spanisch: der schönste Theil der Welt sei Europa, der Europa's Italien, der Italien's Sicilien, der Sicilien's Palermo und der schönste Punkt in Palermo die Zisa, daher die Zisa natürlich der schönste Punkt der Welt sei.

Wäre Palermo nicht in Italien, so hätte ich einen unbegrenzten Enthusiasmus dafür, so aber ziehe ich dennoch das charaktervollere Spanien vor, das nun bald wieder zu sehen, ich mich innig freue. Zum Abschied von Palermo machten wir dem Monte Pellegrino einen Besuch; es ist ein gar wüster, rauher Berg; der Aufgang, der zum Theile wie ein Aquäduct über Arcaden geht, sich aber dann längs den Bergen hinzieht, erinnerte mich an Acrocorinth; nicht ganz an der Spitze, aber dennoch in der heißen Zeit auf langweiligem Wege hoch genug, liegt die Kirche und das zum Theile als Wirthshaus verwendete Canonicat der heiligen Rosalia. Die Kirche, oder wie man diesen heiligen Platz nennen soll, ist bizarr und romantisch; die Vorhalle

mit Seitenaltären, Oratorien, Bildern und allem Zubehör führt auf einen freien Platz, über den sich der blaue Himmel wölbt, und an dessen Ende sich die von Schlingpflanzen umgrünte Grotte der Heiligen befindet, auf deren Sarge ihr mit Gold und Juwelen bedecktes Marmorbild in dem eigentlichen Sanctuarium liegt. Nebenan zeigt man im Felsen die Stelle, wo die Heilige gewöhnlich geschlafen hat, und wo später ihr Körper durch wunderbare Fügung gefunden wurde. Die rauhe wassertropfende Grotte, vermählt mit dem Prunke der Kirche, macht einen eigenthümlich romantischen Eindruck.

Bis zu der großen Pest in Palermo wußte man nichts Bestimmtes von der heiligen Rosalia; während der Schreckenszeit hatte aber ein Soldat eine Vision, die ihn ermahnte den Körper der Heiligen auf dem Berge in einer Grotte aufzuzuchen und ihn dann zur Bannung der Landesplage in Procession durch die Stadt zu tragen. Um die Glaubwürdigkeit des heiligen Befehles zu bestätigen, sagte die fromme Jungfrau dem Krieger, daß er binnen drei Tagen sterben würde; der Soldat starb wirklich und der Leichnam der Heiligen wurde auf der bestimmten Stelle gefunden und mit großem Pompe durch die Straßen von Palermo geleitet, worauf die Pest erlosch. Seitdem werden jährlich zu bestimmten Zeiten große Kirchenfeste in der Stadt gefeiert, vor welchen regelmäßig die Santa, wie die Palermitaner sie nennen, die Straßen

durch einen wohlthätigen Regen reinigt, daß dem wirklich so ist, bezeugen viele Fremde; ob ein Wunder oder nicht, überlasse ich den Theologen. Die Thatfache bestätigt zur großen Freude der Bevölkerung alljährlich den frommen Glauben.

---

## Syracus.

Nach einer jener furchtbar heißen Nächte, wie sie den nackten Felsen von Malta umglühen, gelangten wir von dort an einem klaren Morgen in den ungeheuer weiten und sichern Hafen von Syracus, der, wenn er in letzter Zeit nicht so versandet wäre, in seinem großen Umfange alle Flotten der Welt bergen könnte. Der Name Syracus klingt wie süße Melodie, der Duft des Südens schwebt darüber und erfüllt das Herz mit Erwartung! Ich gestehe aber, daß dieselbe nicht erfüllt wurde, und daß ich höchst unerquickliche Augenblicke dort verbracht habe; kahle Berge und mit Oliven bewachsene Flächen umgeben ohne Romantik, plump, schwül und staubig, das zu breite Wasserbecken, während sich auf einer durch Brücken mit dem Festlande verbundenen Insel das schmutzige und abscheuliche Städtchen erhebt. Jetzt ist Syracus die verwahrloste, zerlumppte Betteldirne, und doch war sie einst die Beherrscherin der Meere, als nah an 1,200,000 Einwohner in den fünf

sich vereinigenden Städten Ortygia, Altradina, Epipolä, Tyche und Neapolis hausten; damals strotzte es von Reichthümern, zahllose Tempel und Theater wetteiferten an Kunst und Größe, die Wissenschaften blühten und zeugten Archimedes, dessen Entdeckungen Jahrtausende überdauert haben; der Handel trug die Schätze der fernen Länder in den Hafen, während die Umgebung die üppigsten Früchte des Landes hervorbrachte. Alles ist nun Schutt und Staub, die Kunstblüthe ist verwelkt, und mit ihr, wie gewöhnlich, die Blüthe der Natur. Jetzt zählt die Stadt, die in der griechischen Zeit die erste Siciliens war, nur mehr 1500 Einwohner, und was für Einwohner: armes, lumpiges Volk, unter ihnen einige wenige verkümmerte Adelige. Der Handel liegt darnieder und nur eine unbestimmte Hoffnung sagt, daß Filangieri den berühmten Hafen ausbaggern lassen will.

Für einen Alterthümer, der sich an einem Steine erhebt, und über ein paar verwischte Buchstaben einer unbekanntens Inschrift in Ekstase geräth, mag hier ein weites Feld sein. Strobo und Diodor in der Hand, wird ihm all der Schutt zum Paradiese. Ich beschränkte mich bei glühender Hitze einige Hauptpunkte zu befehen: in der Stadt den Tempel der Minerva, die jetzige Kathedrale, wo uns noch wenige dorische Säulen den früheren Zustand ahnen lassen; in der unmittelbaren Nähe ein Museum oder Con-  
fuseum, wie man es nennen will, in dem nur die Statue

der Venus Kallipigos, 1804 in den Ruinen eines Tempels gefunden, wirklich großen künstlerischen Werth hat; sie aber schöner als die der Mediceis zu finden, wie ein hiesiger Gelehrter es thut, ist meines Erachtens ein arges Sacri-legium.

Außer der Stadt sind die ehemaligen Steinbrüche von *Iatomia* unstreitig das Interessanteste und Malerischste; unter ihnen zeichnet sich der zum Kapuzinerkloster gehörige aus; sie sind sämmtlich im Gegensatz mit unseren Steinbrüchen, wo die Steine von den Bergen abgehauen und gesprengt werden, mit weitverzweigten Gängen und Plätzen in den Schooß der Erde hineingehauen. Das Kapuzinerkloster stößt mit der einen Seite an eine Ebene, während es auf der anderen von Ephen und Gesträuch umwuchert am schroffen Felsen der *Iatomia* hängt. Gehen wir hinter dem Kloster den steilen Weg hinab, so finden wir uns plötzlich in eine ganz andere Welt versetzt. Zwischen hohen phantastischen Wänden von altergrauen Felsen, zwischen Arcaden, Bogen und Grotten, aus denen uns üppige Festons von wilden Schlinggewächsen freundlich entgegenwehen, finden wir in dem wildesten, bizarrsten Steinrahmen vom lachenden blauen Himmel Siciliens überwölbt, ein kleines wildes Paradies von Orangen- und Citronenbäumen, Myrten- und Granatenhecken, die in ihren steinernen weiten Marmorhallen ruhig und friedlich blühen und Früchte tragen, ohne die übrige Welt zu ahnen; hier sah ich zum

ersten Male die freundliche, frische Pflanzenwelt im stillen Kloster. Diese Latomien sind gar wehmüthig und doch so wohlthuedend ruhig; die Stürme des Lebens haben sich zu undurchdringlichen Wällen versteinert, und auf sich selbst beschränkt gedeiht das Dasein im klaren Bewußtsein mit dem Ewigen zu verkehren. Doch auch andere Gedanken erwuchsen mir bei dem Anblicke dieser felsig pittoresken Welt; ich dachte an „die Briefe eines Verstorbenen“ und wünschte die Latomien auf einige Jahre im Besitze Pückler Muskau's; was könnte die Gartenkunst nicht in diesem Klima, aus dieser abgeschlossenen Scenerie machen? Wenn von diesen Felsenwänden, von diesen steinernen Postamenten, wo jetzt der Ephen herabfällt, Blumenmassen wie Cascaden in Fülle herunterstürzten, wenn auf den einzelnen, abgebrochenen Felsstücken im frischgehaltenen Wiesenthale seltene Pflanzen gediehen, wenn frisches Wasser seinen Silberfaden durch die grünen Matten zöge, stille Ruhepunkte unter kühlen Lauben den einsamen Lustwandler zu ungestörter Träumerei einladen würden, dann brauchte man diesem Paradiese nicht mehr das Beiwort „wild“ beizufügen und es wäre ein Paradies im vollsten Sinne des Wortes, ein Garten aus Tausend und eine Nacht. Und doch wäre vielleicht durch alle diese Zuthaten den Latomien der echte poetische Reiz genommen. Es giebt Dinge, die sich mit einem unbegreiflich wehmüthigen Eindruck in die Erinnerungen einprägen; so fand ich hier in diesen Latomien

unter glühendem Fels und wehendem Cyheu, fern von der Welt und vergessen, das Grab eines 18jährigen amerikanischen Marinecadeten, der durch den weiten — weiten Ocean von seinem Welttheile, seinem Vaterlande, seinen Verwandten, von Allem, was ihm lieb und theuer war, getrennt, auf unbekanntem Boden, unter fremdem Volke und fremder Religion, jung, lebensfrisch und blühend von einer Kugel getroffen, im Duelle fiel. Sie haben ihn da hinausgeschafft in die Latomien, ihm ein enges, todtenstilles Plätzchen in der Felsenwand eingeräumt; und der weite Ocean rauscht zwischen ihm und den Seinen. Ich kann nicht ausdrücken, wie melancholisch es mich ergriff, als ich dieses Grab sah, und oft denk' ich mit Wehmuth an den armen jungen Amerikaner in den Latomien des heißen Syracus.

Das berühmte Ohr des Dionys ist in einer andern Latomie eine weite, künstlich ausgehauene Spalte im Felsenberge. Am eng zulaufenden Ende derselben ist ein Steinkämmerchen, in das man von der Oberfläche des Hügels gelangen kann, hier soll der fürwitzige, mißtrauische Tyrann gefessen haben, um den ungebundenen Reden seiner gefangenen Athenienser zu lauschen; er kann gar manches amüsante Histörchen vernommen haben, wenn er wirklich je dort gefessen hat, worüber sich die Gelehrten eifrig streiten. Die Leute bemühten sich mir zu beweisen, wie man noch jetzt oben alles höre, was unten geflüstert wird; ich

hörte zwar summen, konnte aber nichts verstehen, was mich glauben macht, daß Dionys, der Tyrann, ein durch Mißtrauen einerercirtes, viel feineres Ohr gehabt haben muß, als wir Vertrauenden; ich brachte es nur dahin, den Donner einer Petarde im anmuthigen Rollen zu vernehmen.

In der dritten Latomie besitzt ein Marquis einen hübschen Garten, dessen größte Merkwürdigkeit für mich im Fortkommen der Papyrusstaude bestand, die außer in Syracus nur in Aegypten und Madagascar vorgefunden wird. Die Pflanze besteht aus einem hohen dreikantigen Schaft, der mit einer Krone von horizontal liegendem, spitzem, feinem Grase endigt; sie braucht zu ihrem Gedeihen Wasser und ein warmes Klima; noch jetzt fabricirt man als Curiosum in Syracus aus dem Papyrus Schreibblätter; leider konnte ich mir keines verschaffen, brachte dagegen eine Pflanze wohlbehalten mit nach Hause. Man zeigte uns auch die große Arena, die aber mit denen von Verona und Pola nicht zu vergleichen ist. Welcher Deutsche kömmt durch Syracus ohne Platen's Grab zu besuchen! Bei einem ärmlichen, schlecht gehaltenen Hause hielt unser Wagen, wir holperten und stolperten durch eine Art Obstgarten nach italienischer Art, drängten uns durch Zweige und Dornen auf einem hochgelegenen, schmalen abschüssigen Pfade längs der Gartenmauer hin, und standen plötzlich vor dem Grabe des großen Dichters, der der erstaunten Welt gezeigt, was man aus der deutschen Sprache im an-

tifen Metrum machen kann. Der Grabstein hat eine lateinische Inschrift, die den Grafen den deutschen Horaz nennt, und das schon verstümmelte Platen'sche Wappen ist in Mosäik in die Gartenmauer eingelassen: magere, elende Cypressen stehen rechts und links um die Stätte. Ich schrieb folgende Zeilen als Tribut für den großen Dichter auf:

Fern der Heimat mußte vier  
Platen, dich der Tod erreichen!  
Nicht zum Sarge boten dir  
Ihre Planken deutsche Eichen.

Zwei Cypressen, dürr und klein,  
Und des Weines wilde Ranken  
Sieht um deinen Marmorstein  
Trüb des Pilgers Auge schwanfen.

Nicht einmal den Lorbeer gab  
Welschland unserm Musenjohnne,  
Und zerstört auf seinem Grab  
Liegt des Wappens Bild und Krone.

Blumen wollt' im fernen Land  
Deinem Grab zum Schmuck ich spenden,  
Doch auch die im Sonnenbrand  
Welkten unter meinen Händen!

Satt und matt von der heißen Fahrt im ausgedorrten Lande kehrte ich auf meinen Dampfer zurück, mit dem ich noch denselben Abend das öde Ufer verließ.



# IV. Die Balearen.

1852.



Mahon den 26. Mai 1852.

Nach kurzer, rascher Fahrt brachte uns unser Dampfer aus dem goldenen üppigen Sicilien an die nackte, kahle, niedere Küste von Menorca. Kein Baum war zu sehen, kein Grün erfreute die Augen, kein Gebäude verrieth den Punkt, wo das nun schon nahe Mahon, die Hauptstadt der Insel, liegen sollte. Die ganze Insel glich einer großen versteinerten Welle ohne Schmuck und ohne Reiz, und doch freute sich mein Herz und mir war viel, viel wohler als im verführerisch-schönen Sicilien, denn wir gingen wieder dem geliebten Spanien entgegen, während Sicilien, so schön es auch ist, doch durchaus zu Süd-Italien gehört; wo aber vulcanisches Blut ist, da kann dem Deutschen nicht wohl sein, wär' auch sonst Alles ein Paradies. Die Nachverkümmlinge Rom's sind es, die mir, je südlicher ich gehe, desto mehr den Genuß von allem Schönen, was Italien bietet, durch ihre unausstehliche Lebendigkeit und gänzlichen Mangel an Adel verleidet. Die stolzen Spanier veredeln

dagegen ihr Land und machen selbst häßliche Theile desselben durch ihre Persönlichkeit interessant. Spanien verdient schon allein seines Volkes willen gesehen und bewundert zu werden. Wir näherten uns der niederen Felsenküste; es öffnete sich ein Eingang, und unsere Dampffregatte schäumte, zwischen nackten, öden Ufern in den Canalhafen von Mahon dem berühmtesten des mittelländischen Meeres, der schmal und gedehnt mit seinen Inseln eher einem Flusse als einem Seehafen ähnlich sieht, und sich weit in das Innere der Insel hineinerstreckt. An seinem Ende liegt die kleine Stadt Mahon mit ihren Hunderten von Windmühlen, ein Bild grenzenloser Melancholie. Die ganze Gegend erschien trostlos, ohne die geringste Spur von Poesie, und das weite, berühmte Lazareth auf der halben Hafenslänge vermehrt noch den Eindruck der Traurigkeit und Dede. Wir fanden aber etwas in diesem Hafen, das uns Seemänner für den Mangel alles anderen Interesses reichlich entschädigte: es war die englische Flotte, das schönste, vollendetste Beispiel, nach welchem unser interessanter Stand zu streben hat. Sie lag, auf ihrer Sommerkreuzung, hier für einige Zeit vor Anker, und ihre mächtigen Masten ragten, da die Windungen des Hafens den Wasserpiegel verbargen, auf wunderbare Weise aus der Insel gleich Kirchtürmen hervor. Sechs Linienchiffe, unter diesen zwei Dreidecker, die Fregatte Phaëton, dem Rufe nach die schönste der englischen Marine, und ein großer Dampfer bildeten

die Flotte. Wir hatten von Glück zu jagen: kaum verließen wir Palermo mit der französischen Flotte in der schönen, weiten Rade, so fanden wir schon im nächsten Hafen die allgefürchteten, schwimmenden Festen des meerbeherrschenden Albion.

Unsere Einfahrt war schwer, da uns der englische Dampfer den Weg verstellte; doch fuhren wir knapp an ihm vorüber, und bestanden trotz der scharf prüfenden englischen Augen die Hindernisse, Dank dem umsichtigen Blicke unseres Commandanten, vortrefflich. — Bald nachdem wir in der Nähe des Lazareths geankert hatten, fuhr ich durch die herrliche Flotte zur Stadt hin.

Bei einer halbsbrecherischen, gräßlichen Marine gelandet, gelangten wir auf einem wahren Marterwege, der als Bußpromenade nach einer schweren Beichte trefflich dienen könnte, und den ich gleich allen solchen fußzerreißenden Wegen mit einem resignirten Gefühle der Schuldabtragung zurücklegte, in die kleine Stadt. Mahon, die Hauptstadt Menorca's, zählt nur 4000 Einwohner, ein armes, aber fleißiges Völkchen, und besitzt gar keine Monumente und nichts Schenswürdiges, mit Ausnahme der größten Orgel Spanien's, die auf dem Chore der unbedeutenden Kathedrale steht. Das Städtchen ist sehr reinlich und hat nach spanischer Art freundliche Häuser, aber auch, wie die übrigen Städte des Landes, eine Unterstützungsanstalt für Schuster im furchtbaren, über alle Beschreibung unangenehmen

Pflaster. Von der Zeit der englischen Occupation und einer häufigen Anwesenheit der amerikanischen Flotte rührt noch eine Anzahl englischer Inschriften mit englischen oder amerikanischen Symbolen her. All' diese Aushängeschilder beweisen den ungeheuren Durst der angelsächsischen Race, und die ganze Stadt ist so zu sagen ein Grog house for sailors.

Eine große Rolle spielen in Mahon auch die Windmühlen, die man überall herumfegen sieht, und von allen Seiten stöhnen hört; wie dürre Bäume ragen sie gespensterartig aus der fahlen Gegend und vermehren ihre Lange- weile. So schön, belebend und poetisch eine schäumende, flappernde Wassermühle ist, so unschön, einschläfernd und trocken ist eine langarmige, graue Windmühle. Die erste deutet auf ein frisches Wasserleben, die andere dient als Warnungstelegraph vor einer öden wasserarmen Gegend, die man hier im vollsten Sinne des Wortes findet.

Leipzig und Berlin haben auch Windmühlen, und ich würde jedem Reisenden rathen, wenn er eine sieht, nicht wie Don Quixotte die Lanze in die Seite zu legen und auf sie zuzustürmen, sondern im Gegentheile vor dem Un- geheuer stracks umzukehren. Es giebt gewisse Universal- Merkmale, nach denen sich der Reisende zu richten hat: sieht er von weitem eine Stadt mit hohen schwarzen Kirchthürmen und schimmernden Kuppeln, so gehe er auf sie zu, denn er findet historische Pracht und ernste Denkmale; sieht er eine

Stadt ohne irgend erhöhte Bauten mit gleichstehenden Häusern und Gassen, so berühre er sie, wenn er mit Zucker und Kaffee oder mit Baumwolle zu thun hat; erblickt er hohe Schloten, so fliehe er wie vor den Windmühlen, denn die Fabrikstadt ist doch wohl die langweiligste ihrer Schwestern, sie tödtet Geist und Herz, und macht den Menschen zum Objecte.

Da die Stadt gegen das Land zu von keinen Mauern umgeben ist, so verliert sie sich in Felder und Gärten, die alle zur nicht angenehmen Ueberraschung des Spazierengehenden mit Steinmauern eingefriedet sind. Wir schlenberten dem Lande zu, das flach und immer flacher dahin läuft, und nur einzelne Schluchten und Einbiegungen hat. Wir gelangten auf unserem heißen Spaziergange in eine derselben, sie war von abfallenden Felswänden gebildet, auf denen sich immergrüne Pflanzen malerisch rankten, und lief, wie die poetische Fiction die hohle Gasse Tell's annimmt, immer wilder und romantischer zusammen; es war ein hübsches Bild, welches dem schönsten, englischen Parke Ehre gemacht hätte, und als Decoration in einem Räuber-drama Furore machen würde. Bald entdeckten wir zur Completirung des Effectes in der halben Höhe der Felswände, zwischen und hinter den grünen Büschen die Oeffnungen dunkler Höhlen, zu denen ich alsbald emporkletterte; ich fand sie höchst romantisch und trefflich für Räuber gestaltet, sowohl zur Beschießung der Reisenden, die durch

die Schlucht zogen, als auch zum festen Schlupfwinkel und Vertheidigungspunkte. Sie glichen gewölbten Kammern, die hin und wieder durch Gänge verbunden und mit einer und auch mehreren Thüröffnungen versehen waren; Ruß und Asche zeigen, daß sie wenigstens als temporäre Wohnungen gedient haben, sowie auch eingegrabene Namen in erfreulicher Art beweisen, daß ich nicht der einzige Romantiker und Höhlenliebhaber sei. Nachdem wir fast alle Grotten rechts und links von der Thalischlucht besucht hatten, und uns eine ziemlich große Schlange aufgestoßen war, zu meiner nicht sehr angenehmen Ueberraschung, denn ich bin ein Schlangenfeind, wendeten wir unsere Schritte zum Ausgang der interessanten Schlucht, wo ein frischer grüner Platz, ein Brunnen mit emsigen Wäscherinnen, einige Trauerweiden und eine stille Capelle ein ganz artiges, friedliches Bild gaben. Die Schlucht mündet in eine leicht geneigte, ziemlich große Ebene, die sehr bebaut ist, und durch die sich eine gute Hauptstraße zieht. Wenige Palmen stehen als poetischer Beweis der Trefflichkeit des Klimas in den balearischen Inseln da. Die Landstraße führte uns wieder in die Stadt zurück, wo wir mitten in einer Posada voll englischer Elemente ausruhten. Viele betrunkene Matrosen streiften durch die Stadt, überhaupt wimmelte Alles von Albion's Söhnen, und einen derselben fanden wir bereits im Kothe wie das liebe Vieh, regungslos liegen. Ueber den Punkt und die Art des Vandurlaubes

besteht ein großer Streit zwischen den verschiedenen Marine-Officieren. Die Einen wollen die Strenge der Disciplin auch auf das Land erstrecken und entweder auf ausländischem Grunde und Boden die Polizei ihrer eigenen Mannschaft spielen, oder ihnen ganz und gar den Besuch des Landes versagen; andere handhaben nur die eiserne Disciplin am Bord, wo sie den harten Dienst der schwergeprüften Matrosen mit ganzer Strenge regeln und überwachen; wenn aber die armen, Alles entbehrenden Teufel einmal ans Land kommen, so geben sie ihnen volle Freiheit, und betrachten sie, wenn sie selbst gleichzeitig mit ihnen am Lande sind, gar nicht als ihre Angehörigen, sondern lassen sie ungestört die kurze Zeit ihres seltenen Urlaubes, den sie wahrlich im Schweisse ihres Angesichtes erkaufen müssen, austoben, und begegnet der Commandant selbst einem Betrunknen, so thut er, als ob er es nicht bemerkte. Ich theile die letztere Ansicht, denn ich habe gesehen, wie hart das Leben dieser Leute ist, wie sie nicht einen Augenblick wirklich frei, und immer im Kampfe mit den Elementen sind; so streng man am Bord als der absolute Herrscher der auf kleinem Raume zusammengedrängten Masse sein muß, so nachsichtig sei man während der Urlaubszeit. Die Trunkenheit ist gewiß ein schreckliches Laster, und wird bei den Landtruppen hart gestraft; aber die Landtruppe kann alle Tage ins Wirthshaus gehen, der Matrose vielleicht

fünffmal im Jahre, und er ist doch auch von Fleisch und Blut wie jeder Andere.

Abends fuhren wir noch einmal ans Land, um das Theater zu besuchen; aber was für ein Theater! In der ersten Reihe Logen, deren wir eine innehatten, saß man auf unangestrichenen Bänken von weichem Holz ohne Lehne. Das spanische Schauspiel war uns ganz und gar unverständlich, und wir harrten auf unsern harten Sitzen mit Ungeduld und Schmerzen einem angekündigten Nationaltanz und Gesang entgegen, der endlich begann, aber so schlecht und plump ausgeführt wurde, daß er uns nur die schönen, vorjährigen Erinnerungen an den poetischen Abend in Sevilla verdarb. Unzufrieden verließen wir das Schauspielhaus; aber was kann man in einer Stadt von 4000 Einwohnern verlangen? Old England's navy präsidirte in der Hauptloge mit gravitatischem Anstande, und unten im Parterre saßen staunend betrunkene Matrosen.

Den 27. Mai 1852.

Admiral Dundas, der greise aber rüstige Befehlshaber der Flotte, besuchte mich heute Morgens, er ist ein großer, starker schöner Mann, mit einer äußerst freundlichen Physiognomie, an dem mir am besten gefiel, daß er mit Leib und Seele Seemann ist; er hat von Parker den Befehl

übernommen, und macht nun seinen ersten Ausflug aus der Winterstation Malta. Er war früher eines der Mitglieder des hohen Admiralitätsrathes und auch Mitglied des Unterhauses, nun ist er Admiral im ganzen Sinne des Wortes, und exercirt seine Flotte recht fleißig herum, wie ich später selbst Gelegenheit hatte in der Nähe von Malaga zu beobachten. Die Conversation war englisch, ging daher von meiner Seite ziemlich holperig, zeigte mir aber den Admiral als einen sehr jovialen, guten, liebenswürdigen Mann, der seine Matrosen wie Kinder liebt, und der sich wieder herzlich freut, nach längerer Pause eingeschifft zu sein. Die Matrosen in des Admirals Gig trugen Justanellen von Leinwand; warum, blieb mir ein Räthsel, besonders da sie mit der Matrosentracht sehr häßlich kleiden; auch ein Mohr war unter den Ruderern. Nachdem uns der Admiral verlassen hatte, besuchten wir das Lazareth, welches auf kahlem, sonnendurchglühtem Felsen ruht, und wie ich glaube das größte der Welt ist. Wir durchwanderten, von einem interessanten alten Seecapitän, dem jetzigen Lazareth-Inspector, geführt, die weiten, kahlen, trostlosen Räume, denen man trotz ihrer gigantischen Dimensionen so gut ansieht, daß sie nur ein Durchzugslocal und keine bleibende Wohnung sind, und entweder wieder ins Dasein oder zum Tode führen. In diesen Gebäuden ist kein Hauch des Lebens, sie sind wie ein kaltes, steinernes Bett, worin man mit Sehnsucht zur Freiheitsstunde erwacht, oder es

mit dem rauhen Sarge eintauscht; sie sind eine schauerliche, beengende Schicksalsherberge von unüberwindlichen Mauern umgeben, von beedeten Argus-Augen bewacht, in der man ohne Beschäftigung, ohne heitere Aussicht, auf glühenden Felsen von der Sonne versengt, gleich den schwersten Verbrechern zwischen vier nackten Wänden, furchtbare, endlose Tage und Wochen zubringen muß. Die ganze Anstalt ist in diesem Augenblicke vollkommen leer; sie wird sehr rein gehalten und bietet wirklich die weitesten Räume, besonders prachtvolle Waaren-Magazine dar; die Höfe zwischen hohen Mauern und mit Gras bewachsen, sind zum Spazierengehen bestimmt, aber unendlich melancholisch ergreifend ist der von aller Welt abgeschiedene Cholera-Friedhof. Die Cholera hat vor einem Jahre das Lazareth sehr angefüllt. Für die in Contumaz befindlichen Schiffe ist ein eigener kleiner Hafen hinter demselben. Um sich von der ganzen Größe und Eintheilung einen Begriff zu machen, ist es am vortheilhaftesten, auf den Thurm über der Cisterne zu steigen, der einen Mittelpunkt des großen, langweiligen Gebäudes bildet. Viel interessanter und merkwürdiger war mir der Besuch auf der „Britannia“, einem Dreidecker mit 120 Kanonen, dem Flaggenschiffe des Admirals Dundas, der mich sehr freundlich mit allen Commandanten seiner Flotte empfing. Er führte mich in seine geräumige, schöne, comfortable Cabine in der ersten Batterie, deren Hauptreiz ein langer Balcon ist, und stellte mich dort Lady Amalia,

seiner Gattin vor. Sie hatte ihren Mann von Malta begleitet, um sich bald für die Sommersaison nach Gibraltar einzuschiffen, wo ich sie dann wieder sah. Nach einigen gewechselten Phrasen besahen wir das Schiff in allen seinen Theilen; die Mannschaft saß in den Batterien an ihren Tischen, einige schliefen, viele lasen Zeitungen, keiner kümmerte sich besonders um unser Erscheinen, alle schienen tüchtig und gesund. Die Batterien waren sehr rein und gut gehalten, und die Geschütze sowie ihre Raffenzen schön und praktisch. Am Fuße des Bugspriets in der ersten Batterie glänzte in goldenen Lettern das herrliche, schöne Wort Nelson's: „England expects that every man will do his duty.“ Die Engländer sind das einzige neuere Volk, das seine historischen Momente zum Eigenthum Aller macht. In der zweiten Batterie sind der Salon und die Wohnungen der Officiere ebenfalls von großem Raumreichthume und trefflichem Comfort; denn die Engländer sind geübt und wissen es wohl, je angenehmer man es dem Officiere und Midshipman am Bord macht, je lieber wird er sein Schiff haben, je leichter wird er, was für den Seemann so nothwendig ist, das Land entbehren; er ist dort zu Hause und verlangt sich nichts Besseres, denn der Engländer wird es auch schwerlich irgendwo besser haben. Andere Nationen verlangen Casernen am Bord von spartanischer Einfachheit; aber dabei kann Niemand sein Schiff lieb gewinnen, der ein bißchen auf Zierlichkeit hält: denn

was hat man denn sonst für Annehmlichkeiten am Bord? Es soll dort nie kleinlicher Luxus herrschen, der dem Seemann ohnehin nicht anpassend ist, aber fester, solider Comfort. Auf einem englischen man of war sind alle Tische in den Cabinen von massivem Mahagoni, das Tischgeräth von Silber und Porzellan ist reich und zweckmäßig, alle Gegenstände sind nützlich und ausgesucht, die Zeitungen, von einem eigenen Kriegsdampfer an Bord gebracht, sind immer frisch, die Küche und der Keller solid. Wenn die Flotte in See ist, so bringen abwechselnd zwei große Dampfer ganze Ladungen lebendiger Ochsen für sie hinaus. Der Admiral ging vielleicht zu weit, und hatte außer zwei Kühen noch zwei Pferde in der zweiten Batterie untergebracht, um, als passionirter Reiter, Excursionen machen zu können. Sehr schön eingetheilt und außerordentlich praktisch war der Raum des Schiffes, der wahre Salon des Commandanten; alle Gegenstände standen in demselben auf das beste geordnet und klar zur Hand. Die „Britannia“ ist das Bild der Kraft und Größe der englischen Seemacht, und wenn sie auch nicht nach der neuesten Mode ist, so kann sie doch als praktisches Modell dienen. Herzzerhebend war es, als der Admiral seine ganze Equipage, 1000 seelustige, aufgeweckte Leute vor uns defiliren ließ; zuerst die 35 Midshipmen, die treffliche Pflanzschule der Officiere, einstigen Commandanten und Admirale; junge Leute zwischen 13 und 20 Jahren, die mit 13 Jahren auf

dem größten Linienschiffe, wie jeder alte Capitän, das Manöver zu commandiren im Stande wären, die schon als Kinder selbstständig, und der Gefahr trogend, die tüchtigsten, unerjchrockensten Männer werden, die, 4 Schuh hoch, schon mit einem ganzen Trupp alter Matrosen wie mit Puppen herumcommandiren, und sich, daumenlang, den unbedingtsten Gehorjam zu verschaffen wissen; die auf der See aufwachsen und lernen, und nicht in Akademien am Lande, ohne eine Meerbucht zu sehen, mit Ausnahme einiger Spazierfahrten, theoretisch hinter dem Schreibtische aufgezozen werden, um beim Heraustreten ins praktische, bewegte Leben wie Blinde unbeholfen herumzutappen, und trotz aller Theorien die erste Zeit ganz unbrauchbar sind; die Schar der jungen Leute defilirte wie die der Matrosen als ein ungedrillter Haufen weder im gleichen Schritt noch in steifer Haltung, frei und ungebunden, wie es sich für den Matrosen schiekt, der wenn es stürmt und schwankt auf die Raacn fliegen muß, um das Schiff vor dem Untergange zu retten, und nicht auf dem Paradeplatze schwenkt und deplorirt.

Jedem das Seine, so versteht's der Engländer, und steif und militärisch regelrecht, wie aus einem Guß rückte hinter den Seemännern die schöne Infanterie heran, vielleicht regelrechter als manches continentale Liniens-Regiment. Das Herz lachte dem Beschauer beim Anblick dieser Matrosen, deren jeder als das Modell eines Seemannes hätte

gelten können; dieser freie, offene Blick aus den blonden edlen Gesichtern, dieser entschiedene, gefahrtragende, stolze, selbstbewußte Ausdruck, dieser kräftige, schlanke Bau, diese praktische Tracht, Alles war für ein Seemannsherz bezaubernd. In der wahre Matrose hat Recht stolz zu sein, ihm gehört die Welt, das Weltmeer ist sein Vaterland, keine Grenzen als die der Erdkugel kennt sein Sinn, in allen Ländern ist er Bürger, überall wird er freundlich und gern aufgenommen, und doch ist er überall in seinem Vaterlande, denn sein Schiff ist ein Stück desselben, und ist bis zu den Antipoden eine mächtige und gefürchtete Feste. In stätigem Kampf und von immerwährenden Gefahren umringt, wird sein Gemüth ernst und gediegen, und in Entbehrungen auferzogen, bleibt er kindlich und genießt das Kleinste mit frischer Unverdorbenheit. Man verzeihe ihm daher auch den sarkastischen Zug, den er durch die weite Weltanschauung erhält, die ihm so manches Kleinliche der daheim weilenden Landratten in ein lächerliches Licht stellt. Vom Balcon des Admirals aus sahen wir einer Regatta zwischen zwei Booten zweier Linienschiffe zu; was mich am meisten bei der Sache ergözte, war das Interesse, das alle Zuschauer vom Admiral angefangen an dieser Wettfahrt nahmen, das sich aber am spannendsten bei den Commandanten der beiden Linienschiffe äußerte, welche die Boote stellten; der Verlierende konnte seinen Aerger so wenig verbergen, daß er uns verließ. Solche Rivalitäten

liebe ich, sie sind der beste Sporn zur Ausbildung der Matrosen. Einer der Commandanten hatte die Artigkeit, uns, als wir an Bord unserer Fregatte zurückgekehrt waren, seine türkische Musik zu schicken, die er als etwas sehr Besonderes lobte.

Zu Tische hatten wir den Admiral bei uns, der sich in seiner ganzen Socialität als ein echter Engländer vom alten Schlage zeigte.

Den 28. Mai 1852.

Heute besuchte ich zwei andere Schiffe der Flotte, das Linienschiff Albion, nach Symond'schem System erbaut, und die wegen ihrer Schönheit berühmte Fregatte Phaëton. Das Symond'sche System, welches einige Zeit vielen Anklang in England fand, und nach welchem die meisten neueren Schiffe gebaut worden sind, giebt dem Schiffe den gehörigen Grad der Steife ohne Ballast, was nur durch ungewöhnliche Breite des Schiffes und große Flachrundung der Spanten gegen den Kiel bewerkstelligt werden kann. Diese Bauart bewahrt das Fahrzeug freilich vor dem Räntern, ist aber auch nach dem Principe der „Mandel steh auf“ bei der geringsten See in immerwährendem und raschem Rollen begriffen, da es sich sehr leicht neigt und augenblicklich wieder aufwärts strebt. Die Folge dieser unstätigen Be-

wegung ist, daß schon viele dieser Schiffe ihre Masten verloren haben, und daß man es vor Bewegung kaum am Bord aushalten kann, so daß sich alle Commandanten von diesen Quecksilber=Inseln wegmelden. Auch sehen sie nicht schön aus und müssen in der Schlacht ihrer ewigen Bewegung halber für das Spielen der Batterie sehr nachtheilig sein. Daß man die Visite der Fremden auf dem Albion nicht erwartete, bewiesen die Kanonen, welche sämtlich eingezogen waren, um den inneren Schiffswänden einen frischen Anstrich zu geben; das war mir lieb; denn alles Vorbereitete ist nicht treu und wahr. Wir fanden aber dennoch den mächtigen Albion in der musterhaftesten Ordnung. Der Commandant war nicht am Bord, er machte in Gesellschaft aller seiner Kameraden mit dem Admiral und der Lady Dundas einen großartigen Spazierritt nach einem hohen, spitzen Berge, Nostra Señora del Toro genannt, welcher in der Mitte des Eilandes liegen soll, aber von uns vielleicht des nicht ganz reinen Wetters halber nicht gesehen werden konnte. Der Admiral hatte uns auch zu dieser Excursion eingeladen, wir aber hatten uns höflichst entschuldigt. Auf den englischen Pinien Schiffen existirt eine Art Vice=Commandant, und der des Albion führte mich auf dem Schiffe herum; er war ein dicker, freundlicher Mann, der seiner rothen Nase nach auch im Punkte des Glases ein tüchtiger Seemann zu sein schien; er kam trotz des heute keineswegs erwarteten Besuches nicht im

mindesten aus seiner Ruhe, was einem Engländer überhaupt nie widerfährt, und wofür er seiner beneidenswerth-phlegmatischen Constitution und seiner selbstständigen Erziehung zu danken hat; wir besahen das Schiff in allen Räumen. In kleineren Marinen, besonders in solchen, die erst in der Schöpfungsperiode begriffen sind, macht man sich eine ganz falsche Vorstellung vom Commandanten, wie er in der großen Marine leibt und lebt. Der englische Befehlshaber ist der Beherrscher des Schiffes, führt es aus und in den Hafen, führt es in die Schlacht, und beobachtet mit Herrscherauge und Grandezza seine Unterthanen. Zu untergeordneteren Geschäften hat er aber seine Organe, und läßt diese nach ihrer Stellung walten, zeigt sich oft Tage lang nicht auf dem Decke, und hat die sichere und stolze Ueberzeugung langjähriger Einschulung, daß der Dienst genau, streng und zweckmäßig vor sich geht. Er erscheint eigentlich nur in den wichtigeren Augenblicken, um den Ruhm des Schiffes durch treffliches Manöver oder Sieg zu begründen, oder als Jupiter tonans Zittern und Achtung zu verbreiten. Mit dem Unbedeutenderen geben sich die vielen Anderen ab. In den Marinen, die sich erst bilden, ist der Commandant das Alles in Allem, das Universal-Genie, der Helfer in der Noth, das schwergeprüfte Factotum; er muß commandiren und ausführen, er muß, obwohl er viele Officiere hat, selbst die Wache mitmachen, da er und die ganze Mannschaft sonst ihres Lebens nicht

sicher wären, er muß den Schullehrer für die Jugend, und den Profoszen für die Undisciplinirten abgeben, er muß selbst die Runden machen und sich überzeugen, daß seine Befehle auch wirklich vollzogen sind, er muß die Mannschaft in eigener Person zum Manöver aus allen Winkeln und Ecken heraustreiben, er muß den Ausluger machen und eigenhändig die Signale, statt der Cadeten, anbinden. Das Schlimmste bei diesem Zustande ist aber, daß mit der Zeit Commandant und Officiere sich so an denselben gewöhnen, daß der Commandant nie Vertrauen in seine Officiere setzt, diese, wie natürlich, nie das dem Seemann so nothwendige Selbstvertrauen erlangen, in der dem Menschen angeborenen Trägheit sich bald ganz gehen lassen, und froh sind, die Verantwortung auf die Schultern des Commandanten zubürden, der seinerseits nach und nach Vergnügen und Beschäftigung an dem Kleinlichen finden, und sich selbst lobend und bedauernd über die Ungeschicklichkeit seiner Officiere und Cadeten klagt wird. Wie sollen aber diese etwas lernen, wenn man ihnen nicht einen Spielraum für ihre bildende Entwicklung giebt, und diesen, je nach ihren Fortschritten, immer mehr erweitert; doch bei den Kleinen ist leider Alles klein.

Wirklich zauberhaft, das Ideal einer schlanken Fregatte, der schönsten Schiffsgattung, die die Welt bis jetzt gesehen, ist der Phaëton. Er wurde von dem Architekten der berühmten englischen Yachten erbaut, man sieht in ihm mit

dem Soliden, Kriegerischen auch das schöne und Elegante vereinigt; er wird vom Capitän Elliot, einem der lebenswürdigsten Engländer, die ich kenne, einem noch jungen, sehr unterrichteten Manne, so exemplarisch rein und nett gehalten, daß man ihn wirklich für eine Lustjacht im großen Style hält, und den angemessenen Luxus, der hier herrscht, mit Freude genießt. Das Deck ist so fein und gut gefegt, als wäre es für einen Salon bestimmt; die Metalltheile sind so geschuert, als gehörten sie in eine holländische Küche; das Ganze aber ist die schönste Musterwirthschaft für einen Seemann, in der man gern einige Zeit unter dem umsichtigen, tüchtigen Commando des lebenswürdigen Elliot dienen möchte, um sich nach allen Seiten hin zu vervollkommen. Unter den interessanten Einzelheiten fand ich in der Kuhbrücke an der Schiffswand sehr sinnreich unter der Wasserlinie angebrachte Pipen, die in langen Schläuchen das Wasser durch seinen eigenen Druck nach allen entfernten Richtungen in beliebiger Menge bringen, und daher sowohl den Keim eines jeden Feuers dämpfen, als auch alle entlegenen schwer zugänglichen Theile der unteren Räume versehen können. Eine andere Einrichtung zur raschen Entwicklung des Klarschiffes hat mir ebenfalls gefallen: es stehen solide Mahagonikasten an der Schiffswand am Hintercastell, in welchen die zum schnellen Gebrauche nothwendigsten Waffen untergebracht sind; wenn der Ruf zum Klarschiff ertönt, so begiebt sich die Mannschaft schleunig auf das

Verdeck, hebt den Kistendeckel auf und ist in einem Augenblicke bewaffnet. Gewöhnlich aber dienen die niederen Kisten trefflich als Staffel, um über die Finkneze auszulagen. Daß der Commandant sein Gunroom nur durch eine Segelleinwand von der Batterie getrennt hat, scheint ebenfalls praktisch, indem es eine große Erleichterung für die Batteriemänner ist, und den Commandanten nicht im geringsten geniren kann, da das Gunroom nur zu Dinern gebraucht wird, und durch diese Einrichtung luftiger wird. Freundlich und wohnlich war Elliot's große geräumige Cabine, und lieblich schien die Sonne durch die Stückpforten auf einen schönen, üppigen Fuchsenstrauch, der aus einem Bouquet stammt, welches dem Besitzer vor einigen Monaten in Lissabon geschenkt wurde, und dessen kleine Zweige sich nun so rasch zur großen Pflanze entwickelten. Man sieht, daß auch Zartes auf dem Meere gedeihen kann. Mit einem Porträte des schönen Phaëton, welches nun in meiner Villa prangt, beschenkt, verließ ich mit interessanten Erinnerungen die schlanke Fregatte und ihren freundlichen Commandanten. Wir unternahmen nun nach Seemannsmannier einen großen Ritt auf Miethpferden, stürmten lachend und scherzend durch die magere Insel, fanden aber gar nichts Erwähnenswerthes als einen kleinen, reizenden Hain von süßen Kastanien, *Quercus semper vivens*, und funkelnden, von frischen Neben umstrickten Granatbüschen, in denen die Nachtigall ihr sehnsuchtsvolles Liebeslied flötete, eine gar liebliche

Dase an einem sanften Abhange, der auch nicht das frische, sprudelnde Wasser fehlte; sie lächelte einem ins Herz wie ein friedlicher Gedanke.

Palma den 29. Mai 1852.

Gestern um 9 Uhr Abends, als ich gerade die Wache hatte, verließen wir bei schönem Mondschein und sternreichem Himmel Mahon, und heute um 9 Uhr Morgens bei südlichschöner Sonne warfen wir den Anker im Hafen von Palma, der Hauptstadt Mallorca's. In Palma finden wir wieder das romantische Spanien, die herrliche, unvergleichliche Scenerie dieser südlichen Gegenden. Knapp an der breiten, schönen Rhede, von den azurblauen Fluthen benetzt, liegt die alte ziemlich große Stadt; aus ihren vielfach gothischen Ueberresten und ihren bunt durcheinander geworfenen Gebäuden ragt wie ein großer, goldener, eiserner mit Spangen versehene Reliquienschrank, der alte gothische Dom hoch hervor; um die Stadt breitet sich eine Ebene mit Kornfeldern und Olivenhainen bedeckt, die von einer ziemlich weit zurücktretenden, pittoresken, felsigen Gebirgskette umschlossen wird; links von der Stadt erhebt sich auf hohem Hügel das bizarr geformte gothische Schloß von Belver, eine felsenfeste Warte des Mittelalters, die sich mit ihren Zinnen, ihrem freistehenden Donjon, den

nur eine Bogenbrücke mit der Bergresidenz verbindet, als Silhouette charakteristisch auf dem tiefblau-spanischen Firmamente zeichnet, und die Aussicht auf die mittelalterliche Stadt und das unbegrenzte Mittelmeer bietet. Palma ist die Hauptstadt aller Balearen, der Sitz eines Gouverneurs, und hat 34,000 Einwohner. Sie ist also ein Ort von Bedeutung, und besonders reich an gothischen Bauten, was derselben ungemein viel Interesse giebt; fast jedes Haus hat ein merkwürdiges Spitzbogenthor, oder ein schön gezeichnetes Fenster, oder eine freie, reichverzierte, rothe Marmorstiege; man sieht hiervon allerliebste Exemplare, die an die reiche Bauart Venedigs erinnern. Die zwei merkwürdigsten und wirklich schönen Bauten der Stadt sind die Kathedrale und die Lonja. Jener galt unser erster Besuch; sie ist von goldgelbem Stein, und hat gegen die freie, auf einer Bastei stehende Meerseite ein wundervolles ornamentreiches Thor, dessen Hauptbogen von vielen Heiligen mit ihren schönen Tragsteinen und Thronhimmeln verziert wird; das Innere ist ernst und erhebend, gleich allen gothisch-religiösen Gebäuden, in altem, frommem Glauben erdacht und geschaffen. Die Eintheilung der Kirche ist auf spanische Art mit dem abgeschlossenen Chor in der Mitte der Kirche. Die Lonja, Börse, ist ein Gebäude, wie sie dem östlichen Theile Spaniens eigenthümlich sind, und besteht in einem einzigen großen, ehrwürdigen, gothischen Saale, in welchem die Geschäfte der Speculirenden

abgeschlossen wurden. Einfach wie eine Kirche wölbt sich der grandiose Saal in kühnen Spitzbögen, die aus schlanken Säulen hervorgehen, und das Licht fällt auf die grauen, massiven Steinwände durch breite, hohe Fenster mit wundervoll durchbrochener Steinarbeit. Dieser Bau, der an die Florentiner Loggia dei Lanzi, ehemals auch eine Börse, erinnert, nur daß Letztere offen ist, würde sich herrlich zu großen Banquetten und Festen eignen, und bei geschickter Beleuchtung einen nicht zu beschreibenden Eindruck machen. Das Gebäude ist durch und durch edel und imposant in seiner Einfachheit, und es klebt ihm nicht der Glitter des decorirenden, aber im Schaffen ohnmächtigen 18. Jahrhunderts an. Als großer Verehrer der châteaux en Espagne, deren Erbauung eine der liebenswürdigsten und leider nur zu fesselnden Unterhaltungen ist, die ich kenne, träumte ich mich schon als Festgeber in diesem Saale, als meine Phantasiegebilde durch das Erscheinen der jetzt einzigen Bewohner der verlassenen, vergessenen Lonja, einer höchst liebenswürdigen, ganz jungen Katzenfamilie, die sich an einem der großen, schönen Fenster in graziosen Spielen erging, unterbrochen wurden. Von außen macht sich die Lonja mit ihrem flachen Dache, ihren bizarren Zinnen und Eckthürmchen besonders gut, sie sieht zierlich, fein und doch solid wie ein eleganter und tapferer Ritter aus. Will man jetzt etwas Solides machen, so wird es plump wie eine Caserne, geht man ins Zierliche über, so errichtet man Karten-

häuser. Das Ajuntamiento, dessen logenartiges Empor heute wegen einer Lotterie festlich mit Damast drapirt war, ist ein Gebäude im Cinquecento-Style, und erinnerte mit seinem weit vorstehenden Dache und dessen reichgeschnitzten Strebebalcken an die schönen Paläste des geliebten Florenz. Palma besitzt auch eine interessante Sammlung von Kunstschätzen, die dem Marquis Montenegro gehört, und von einem Cardinale stammt, der lange Zeit in Rom gelebt hat. Der Palast, in welchem sie aufgestellt ist, zeigt noch von der alten Pracht des vorigen Jahrhunderts, und ist ungeachtet seines Verfalls in großem Style. Die Sammlung ist eine derjenigen, wie man sie im vorigen Jahrhundert geliebt hat, nämlich von Allem Etwas und von Manchem recht Schönes. Eine recht hübsche Bildersammlung, schöne Hautes-lices und Mosaïks bilden das Sehenswerthe. Ich fand meinen Freund Van Dyck, der nicht Bildnisse aber Menschen gemalt hat, würdig vertreten; besonders schön und sprechend ist ein von diesem echten Künstler gemalter dicklicher Herr in schwarzer, spanischer Tracht, den er uns wieder so ganz edel mit kräftigem lebensvollem Pinsel vorgeführt hat, und nicht nur den behäbigen, gedrungenen Körper, sondern auch seinen Geist und sein Gemüth. Ja auf den Bildern Van Dyck's kann man geistige Phrenologie studiren. Murillo bringt uns einen Franciscus Seraphicus, eine ergreifende Ertafel, mit einfachen Mitteln großartig ausgeführt, eines jener schönen

Bilder des spanischen Meisters, in welchen er eine leidende, von himmlischen Visionen genährte Seele, im abgehärmten, kämpfenden Körper zeigt. Ein kleines Bild, Christus am Kreuze mit Maria und Johannes, wird Raphael zugeschrieben, und erscheint mir mehr hübsch als bedeutend, es ist zu klein, um von großer Wirkung sein zu können. Spanien ist eines von den glücklichen Ländern, in welchen das Volk noch Nationalcostüme trägt, und diesem Umstande hat es auch einen großen Theil seiner Romantik zu verdanken: so hat auch Palma sein Costüme, welches besonders bei den Frauen sehr hübsch ist: die Haare chinesisch zurückgekämmt, und um das frische Antlitz nonnenartige, weiße, unter dem Kinne festgeknapfte Schleier, Spencer mit kurzen Aermeln und kurze Röcke geben den Frauen eher ein schweizerisches als ein spanisches Aussehen. Plumper stehen den Männern die blauen weiten, bis unter die Knie reichenden Pump-hosen, die Weiberröcken gleichen; um den Kopf winden sie ein Tuch, meist von greller Farbe. Die feinere Welt trägt wie überall in Spanien schwarz, die liebliche Mantille oder den reizenden Schleier mit Roze und Fächer, und hat auch hier ihren Paradeplatz auf einer allerliebsten der Königin Isabella II. und ihrer schönen Schwester der Infantin Maria Louise gewidmeten Alameda, welche sich mitten in der Stadt zwischen schönen Häusern und schönen Bäumen, in regelrechter Form befindet.

Der Handel der Insel besteht in Naturproducten, meist

Früchten, die hier zur Vollkommenheit gedeihen, und in Del, das die Bewohner in dem Chebeco, einer eigenthümlichen Art kleiner Fahrzeuge, verführen, die vom Holze der Insel in Palma gebaut sind, und in denen sie bis nach Cadix fahren. Menorca, die zweite Insel im Range, ist arm; Trizza hingegen besitzt Salz, das die fremden Nationen verführen. Die Balearen sind jetzt im Verfall, und nichts erinnert an jene Zeiten des Glanzes und der Macht, in denen sie das Königreich Mallorca hießen, und unter ihren eigenen tapfern Herrschern blühten, namentlich im 14. Jahrhundert unter dem weisen Könige Don Jayme II. Wer würde es glauben, daß damals die Inseln im Stande waren, 25 Galeeren in 3 Tagen gegen die Genuesen, welche die mallorcanische Küste belästigten, zu armiren, die Ruhestörer, welche eine gleiche Anzahl Schiffe hatten, zu schlagen, bis in deren Hafen zu verfolgen, und ihnen 7 Galeeren abzunehmen, die dem trefflichen Don Jayme dargebracht wurden. Die Geschichte der Balearen reicht übrigens in die älteste Zeit hinauf, und schon Polybius und Diodor von Sicilien erwähnen derselben. Strabo behauptet, sie hätten ihren Namen von den Phöniziern, welche die Uebung mit der Schleuder *Balcarides* nennen, worin die Bewohner eine große Geschicklichkeit entwickelten. Das wichtigste Moment in deren älteren Geschichte ist die Geburt Hannibal's auf einer kleinen Insel, nahe bei Mallorca, von den Alten *Tignadra*, später aber *Conciera*, die Kaninchen-

Insel, genannt, da man als Freudenbezeugung bei der Geburt des später so großen Mannes eine Menge dieser Thierchen ausgelassen haben soll, die sich stark vermehrten. Die Balearen wurden nun während einiger Zeit der Spielball cartaginensischen und römischen Kriegsglückes, und wußten, wie es scheint, in dieser Epoche den Mantel sehr gut nach dem Winde zu drehen; von den Römern wurden sie erst ganz unter dem Consul Quintus Cæcilius Metellus besiegt, die von dieser Heldenthat zu Land und zu Wasser den Beinamen Balearicus erhielt. Nach dem Untergange Roms gehörten die Inseln zum gothisch-spanischen Reiche, wurden dann von den Mauren erobert, später auf eine kurze Zeit dem Reiche Carl's des Großen einverleibt, worauf sie wieder in die Hand der Ungläubigen fielen, denen sie Don Jayme I., König von Aragon, den 31. December 1229 abnahm und sie wieder christlich machte, worauf sie unter seinem Sohne Jayme II. zu großer Blüthe kamen. Nun blieben die Balearen bei der rasch wachsenden, durch die Heirath des katholischen Königspaares vereinten spanischen Monarchie, und kamen nur in neuester Zeit unter Napoleons und später auf kurze Zeit unter Englands Scepter.

Den 30. Mai 1852.

Wir hörten heute zuerst eine Messe im Dome, da wir des großen Königs St. Ernando's Namenstag feierten;

ich hätte mir es voriges Jahr, als ich bei des heiligen Königs Grab im mächtigen Dome von Sevilla die Frühmesse hörte, nicht träumen lassen, daß ich, ehe noch ein Jahr verflossen war, wieder im schönen Spanien sein, und meines Patrons Fest in seinen goldenen Landen feiern würde. Ja ich bin wieder im herrlichen Spanien, und meine Seele fühlt sich in seinen altersgrauen Domen zur Andacht erhoben. Ein geheimnißvoll gedämpftes Licht erfüllt die kühlen Räume, in denen das Volk, unter dem hohen, weitgeschwungenen Bogen in Andacht hingegossen, dem Laufe des Meßopfers folgt. In den gothischen Kirchen betet sich's so rein, christlich stolz und fest, man fühlt sich vom ewigen Geiste Gottes überschattet; in den byzantinischen Kirchen fühlt man sich eher heiter und schaulustig als andächtig, in den neurömischen kömmt es einem so üppig und überjatt vor, daß man gottloser Weise an den Spruch gemahnt wird: „plenus venter non studet libenter“, nur sollte es heißen: „non orat libenter“. Da mein Namens- tag war und ich den obligaten Huldigungen am Bord entgehen wollte, so rollten wir zu Zweien in zweirädrigen, holpernden Caleffines über Land. Außerhalb der Festungsmauern gelangten wir zwischen Feldern hindurch in einen stundenlangen Olivenwald, der bis zum Fuße des Gebirges führt. An malerischen Felsenpartien, die wie in Griechenland von Pinus umgrünt sind, machten wir in Nacha zuerst Halt, und verließen unsere sonderbaren Fuhrwerke im Hofe

einer Villa, welche ein herrlicher, gigantischer, mir unbekannter Baum überschattete. Die Villa ist ebenfalls ein Besizthum des Marquis Montenegro und enthält eine sehr reiche Sammlung antiker Ausgrabungen, die derselbe Cardinal, von dem wir früher sprachen, in Rom vornehmen ließ, und die besonders schöne Säulenstücke aus edlem Gesteine enthält. Doch das schönste des Besizthums ist der Garten mit seinen Orangen- und Charmingillenbesetzten Terrassen, welche den Berghang hinauffsteigen, und die paradiesische Natur rings um denselben. Von Lorbeer, Myrte, Granate und all der südlichen Pracht mit Verschwendung umwölbt, genossen wir aus der Höhe die herrlichste Aussicht auf die im Golde der Sonne glänzende, reiche Ebene, die Zinnen und Thürme der ehrwürdigen Stadt, und den weiten azurnen Spiegel der ungetrübten See; es war ein glücklich-feliger, sonniger Anblick, wie ihn des Menschen Auge selten, aber dann mit jauchzender, freudezitternder Seele genießt. In solchen Momenten liegt ein himmlisches Ahnen einer glücklicheren, schöneren Zukunft, das Herz wird weit und freudetrunken, und das Gemüth erschließt sich in sonnenwarmer Heiterkeit. Hier auf einer Bank, unter dichtem üppigem Laubdach, verzehrten wir beim Gesang der Nachtigall, die wir, traulich wie in Paradieszeiten, unbekümmert in den Nesten herumhüpfen sahen, ein frugales Frühstück. Es war wirklich ländlich und leider nur zu frugal, denn es bestand, vermöge der exemplarischen

Mäßigkeit der Spanier, nur aus schwarzem Brote, alten Paprikawürsten, schlechtem Käse und Apfelsinen; letztere waren freilich köstlich, und mir um so angenehmer, da es die ersten waren, die ich vom Baume gepflückt aß, wobei man den Unterschied zwischen diesen und den verschickten bemerkte. Ein sehr erwünschtes Dessert für unsere keineswegs befriedigten Mägen, so wie einen herrlichen Schmaus für unsere Augen lieferte der vor dem Hause gelegene Obstgarten, in welchem unter breiten mächtigen Orangebäumen mit tausenden von funkelnden Goldfrüchten, die lieblich aus dem glänzenden Laube winkten, und unter japanischen Nispeibäumen ebenfalls überreich an gelben, glänzenden erfrischenden Früchten, Centifolien und Jasmin, Nelken und Granaten in stolzer Farbenpracht und balsamischem Aroma dufteten und blühten. An den Früchten mich labend, pflückte ich zugleich in stiller Seligkeit herrliche Blumen zum duftenden Strauß; denn nichts entzückt und rührt mich so innig als, wenn die reiche ewigjunge Natur einen Sieg über das Menschenherz feiert. Ungern verließen wir dies kleine Paradies, und setzten uns wieder in unsere zweifitzigen Fuhrwerke, um in das Gebirge einzudringen, wo wir Alphabia, das letzte Ziel unserer Excursion, zwischen pittoresken, mit Pinus reich bewachsenen Felsenpartien, und in Mitte einer üppigen Vegetation, erreichten. Alphabia ist auch einer jener Sitze spanischer Granden, die in der Rococo-Zeit entstanden sind. Sein

Hauptreiz ist eine lange mit Stein gepflasterte Nebenlaube, welche sich auf eine Terrasse mit einer Fontaine öffnet, hinter der zwei hohe Palmen jetzt gerade in goldener Blüthe sich stolz und elegant in den blauen Aether erheben, während eine malerische Felsenpartie die frische, reizende Perspektive mit sonnigen Tinten schließt. Dieser Blättergang ist bezaubernd und wird es noch mehr durch eine Menge frischer Wasserkunststücke, die ihn beleben, und ihm etwas Heerhaftes geben; der Fontainenplatz, wo allerlei Spielereien angebracht sind, machte uns, besonders in dieser Wildniß, vielen Spaß. Wir bespritzten uns gegenseitig auf die muthwilligste Weise mit den aus einer Hütte geleiteten Wasserstrahlen, so daß wir ziemlich durchnäßt und vom Nachen fast erschöpft unsern Rückzug in die Stadt antraten, die wir gerade bei Mondschein zu Mameda-Zeit erreichten. Mit etwas getrockneteren Kleidern ergingen wir uns noch zwischen den schönen Palmesanerinen in der reinen Abendluft.

Den 31. Mai 1852.

Heute besuchten wir wieder den Dom, wo uns der reiche Schatz der alten, schönen Kirche, und Don Bayme II., der große König in Person gezeigt wurden. Seine Majestät ruhen in einem ziemlich schoseln Marmorjarg, den ihm

Carl III. in der Mitte der Kathedrale setzen ließ, und werden aus demselben vor Fremden von Distinction in einem Glaschrank gezeigt. In letzterer Zeit sollen die königlichen Gewänder, die rascher als fein wahrhaft grauenvoll aussehender Besitzer der Vergänglichkeit verfielen, so wenig genügend gewesen sein, daß man den armen 600jährigen Leichnam zur Ankunft der Herzogin von Montpensier in diesem Frühjahr neu ausstaffirte und ihm, gleich einem König von der Bühne, einen rothen Sammtrock mit falschem Hermelin und detto Goldborten schenkte. Wie die Welt doch schauerliche Narrenspoffen treibt, und ihrer eiteln Neugierde selbst den Frieden einer Königsleiche opfert. Sie transit gloria mundi. Und wahrlich Jeder, der das sieht, findet darin eine gräßliche Moral oder vielmehr Immoral, wie man es nehmen will. Die Maulesel-*Equipage* des freundlichen Gouverneurs brachte uns nun rasch aus der Stadt. Man denke sich eine elegante *Equipage*, *Livréediener* in Grün und Gold ganz *Fashion*, die langohrigen Thiere in geschmackvollem Geschirre, und der Wagen fast schneller wie ein mit Pferden bespannter dahinrollend. Auf der Anhöhe des pittoresken Belver's zogen wir feierlich über die Zugbrücke ein, um im runden von Säulengängen umfangenen Hofe des ebenfalls runden Schlosses festlich von einer Ehrencompagnie und den schmetternden, erregenden Tönen der spanischen Hymne empfangen zu werden, was sich im alten Königsschlosse meiner Ahnen — denn

Belver gehörte dem König Jayme II. — ganz feierlich ausnahm. Wie wurde meine Alterthums- und Einrichtungs-Manie hier wieder gereizt, wie schön und fest ist dieses Schloß mit seinen Säulenhallen und Spitzbögen-Thüren, feinen kolossalen Fensternischen, aus denen man eine prachtvolle Aussicht von der trefflich gewählten Höhe genießt, mit seinen Terrassen, Thürmchen und seinem ersten Donjon; wie prächtig könnte man diese im Kreise um den offenen Gang sich reihenden, leider ganz nackten Zimmer mit ihren schönen Wölbungen einrichten, was für ein seltener Zaubersitz würde aus diesem ehrwürdigen Belver werden. Jetzt dient das kahle Königschloß nur mehr zum zeitweiligen Landaufenthalte des liebenswürdigen Gouverneurs, der uns in einem der Gemächer ein köstliches Frühstück gab, das wir, uns besonders an den üppigen Früchten der glücklichen Insel labend, unter den heiteren, berausenden Tönen spanischer Tanzmusik, die von der Militärbande trefflich ausgeführt wurde, einnahmen. Wie schlugen die bekannten Töne an mein Herz, wie erfrischten sie meine Phantasie, wie erinnerten sie mich an mein geliebtes Sevilla, welches ich nun bald zum zweiten Male sehen sollte; wie fühlte ich mich wieder so wohl im warmen, schönen Spanien! — Schade, daß Goethe nicht in Spanien war, seine Wagnon hätte aus der goldenen Halbinsel stammen müssen, und Alle, die das glückliche Land kennen, hätten das unsterbliche Lied mit noch vollerer, jehnjuchtsjchwelligender Brust

gejungen. Die Aussicht auf die Ebene und ihren Gebirgsfranz, auf die Stadt und ihren Hafen, der Blick ins Meer, der Blick zum wolkenlosen, golddurchwirkten, azurnen Firmament, das Alles ist von diesem geschichtlichen romantischen Schlosse aus gesehen ganz herrlich; es führt mit Recht seinen wohlklingenden Namen, und giebt Zeugniß für den glücklichen Geschmack der Könige von Aragon. Auf dem Hügel des Schlosses soll es sehr unterhaltende Jagd mit kleinen Windhunden auf unzählige Kaninchen geben. — Der Paß der Maulthiere brachte uns schnell wieder in die Stadt, welche wir mit unserer Fregatte um 3 Uhr verließen, um gegen Valencia zu steuern.

V. Valencia und Murcia.

1852.



Es war ein schöner goldener Morgen, und herrlich glänzten die Zinnen, Thürme und farbigen Kuppeln der reichen, blühenden Stadt, der Stadt der Poesie und Geschichte, aus der grünen, durch ihre Fruchtbarkeit weltberühmte Ebene, Huerta, Garten, genannt, hervor: es war wie eine Fata Morgana, wie ein Zaubertraum von dem blauen Meere der in den Strahlen der goldenen Morgensonne gebadeten Küste entgegen zu steuern, die schöne Stadt auf grünen Wogen schwimmen zu sehen, rührend zugleich durch die frohe Erwartung, in einem solchen Paradiese die Bekannten aus der fernen lieben Heimath wiederzufinden. Ich war in einer jener Stimmungen, die sich mit Worten nicht wiedergeben lassen: stiller Friede paarte sich mit goldener Sehnsucht in meinem erfrischten, freudig erregten Gemüthe und mit einer Art von Triumphgefühl, wie es Einem nur auf Reisen wird, wenn man sich etwas Wunderbares erobert, zog ich zum Grao, dem Ankerplatze von Valencia,

den man nach maritimen Begriffen nicht einmal eine Rhede nennen kann; es ist eine Düne, eine offene Küste, an der eine Häuserreihe, wie im Pyräus, die commercielle Vorhut der eine Stunde hinein liegenden Stadt bildet. Der Ankerplatz ist wie natürlich sehr schlecht und bei Oststürmen sogar sehr gefährlich, was den Handel bedeutend erschwert. Ich landete augenblicklich mit freudiger Unruhe: wir sahen uns nach einem Fuhrwerk um, und wählten eine jener dem Lande eigenthümliche Monstrositäten, welche man Tartane nennt; es ist dies eine lange, gewölbte mit schwarzem Leder überzogene Truhe, welche auf oder vielmehr zwischen zwei Riesenrädern balancirt; man steigt von rückwärts ein, um auf schmalen Bänken, welche der Länge nach an den Wänden laufen, Platz zu nehmen; unmittelbar über dem Schweife des Pferdes oder Maulesels ist eine Fensteröffnung, von der aus der Passagier das Thier liebkojen kann, so nahe ist es an den Wagen gespannt, dafür aber muß er leider auch allerhand Naturäußerungen desselben in den Kauf nehmen; rückwärts über der Halbportière ist eine ähnliche Oeffnung; die Tartanengesellschaft, die auf 6 bis 8 Personen steigen kann, sieht daher nur in die Zukunft und die Vergangenheit, fühlt aber desto gräßlicher die Gegenwart, den von diesem Stoßen und Stolpern, von dieser Geist und Körper zermalmenden Bewegungen kann man sich keinen christlichen Begriff machen. Diese Fuhrerfindung muß noch von der Inquisition herrühren,

die durch dergleichen erschütternde Spazierfahrten die unglücklichen Inquisiten zum Geständniß zu bringen suchte; jedes Geheimniß müßte durch solche Gymnastik zu Tage gefördert werden, da es Einem ja die Seele selbst fast aus dem Leibe stößt. Man seufzt, man ächzt, die Eingeweide erzittern in ihren Grundfesten, Knochen klappert an Knochen, und das Hirn tanzt in seiner Schale. Ich brauchte geraume Zeit, mich nach dieser Fahrt zu erholen und wieder in mein Gleichgewicht zu kommen, und verfiel auf den Gedanken, daß es in Valencia sehr viele Siebenmonatfinder geben muß. Der Kutischer der Tartane, die hier so national ist, daß selbst der höchste Adel sich fast ausschließlich ihrer bedient, schwebt so zu sagen à la Lejars neben dem Schweife des Pferdes auf der Wage oder irgend einer schmalen Holzleiste, so daß man ihm von Kutischenfenster, wenn man sich nicht ganz an die Brüstung lehnt, kaum sieht. Durch eine weite hohe Ulmen-Allee, welche die reichsten Kornfelder und Gärten säumte, wurden wir der Stadt entgegen gerädert; schöne hohe Palmen tauchten von Zeit zu Zeit aus den goldenen Saaten, und bald erglänzte über den alten Stadtmauern, jenseits des Guadalaviar, das malerisch imposante Valencia in der frischen, kräftig glänzenden Morgen Sonne. Was Valencia, außer seinen vielen hervorstechenden Gebäuden, einen ganz eigenthümlich festlichen Typus verleiht, sind die farbigen, glasierten Ziegel, womit seine Kuppeln und Thürme gedeckt sind; da die

meisten derselben lazurblau und goldgelb sind, und von spanischer Sonne beschienen werden, so glaubt man die goldgesäumten Papislazuli-Kuppeln einer Feenstadt aus morgenländischem Traume zu sehen. Man fühlt gleich wie in Sevilla und Granada, daß man in keine Alltagsstadt tritt, wie sie das 19. Jahrhundert zur Welt bringt. Unsere Tartanenmarter, die man im poetischen Alterthum wohl auch neben denen des Tantalus und der Danaïden genannt hätte, endigte vor dem Thore des Hôtels du Sid, wo aber leider alles so voll, und der Empfang von Seiten der Hausleute so unfreundlich war, daß wir uns bald entschlossen, unser Glück wo anders zu suchen; hoch und theuer aber verchwor ich es, meinen Fuß je wieder in das verpönte Fuhrwerk zu setzen, und zu Fuß wanderten wir zu dem auf einem recht hübschen Platze gelegenen, erst in dieser Woche eröffnetem Hôtel Madrid, einem sehr eleganten, ja fast luxuriösen Gasthause, wo wir in den weiten, luftigen, vielleicht noch nie bewohnten Zimmern trefflich untergebracht waren. Mein erster Gang in der Stadt des Sid galt der liebenswürdigen Jugendfreundin und ihrer verehrten Familie. Mit jenem bang beflügelten Schritte, der uns zu theuren Bekannten, die das Schicksal auf Jahre und durch weite Meere von uns getrennt hat, mit jenem von Glück und Heimweh gemischten sehnsüchtigen Gefühle, mit welchem das arme Herz, so fern von der geliebten Heimat, diejenigen wie höhere Wesen ansieht, mit denen

es Erinnerungen an eine nun verlorene Zeit des stillen Friedens knüpfen, die ihn verstehen, wenn er von daheim singt, und in Gesprächen über die Vergangenheit seinen stillen Schmerz ausschüttet, mit jenem fragenden Gefühle, wird man mich wiedererkennen, und wie wird man mich erkennen, und was werde ich finden, trat ich vor die Pforte eines großen, aber bescheidenen Hauses. Ich klopfte an, ein Diener öffnete die Thür, ich nannte meinen Namen, hinzufügend, ich sei so glücklich, die Marquise aus Wien zu kennen. Man führte mich in einen kleinen, niedlichen, deutsch eingerichteten Salon, zu einer ältlichen Dame in spanischem Schleier; es war die verehrte Schwiegermutter, die Anfangs sehr verlegen schien, nicht recht wissend, was sie aus mir machen sollte; erst im Verlaufe des Gesprächs erkannte sie mich wieder, und ward nun sehr herzlich und liebevoll. Sie richtete tausend Fragen an mich über das ihr so lieb gewordene Wien, von dessen treuem Andenken die Wände mit den verschiedensten Erinnerungen sprechen. Während sie sich mit mir unterhielt, wurde die übrige Familie herbeigerufen. Die Thüren des Salons öffneten sich, und Elise schwebte herein, noch immer so leicht, noch immer so grazios und lieblich, wie in der schönen Vergangenheit auf den Bällen des heitern Wien. Ich kann den Eindruck nicht schildern, der mir bei diesem Wiedersehen auf ferner spanischer Küste ward; nur fühlte ich, daß ich ihr in diesem Augenblicke näher stand, als ihre ganze spanische Umgebung,

denn ich war ihr Landsmann, und ein Gefühl von Freude, mit bangem Heimweh gemischt, bemächtigte sich ihres freundlichen Gemüthes, als sie mir zitternd ihre weiße Hand reichte und mich deutsch begrüßte. Sie meinte, ich müsse mich über ihr Deutsch entsetzen, denn sie habe schon so viel vergessen. Das klang so traurig, wenn es auch nur allzugroße Bescheidenheit war. Wie wunderte ich mich, ihre Schwäger, die ich als kleine Kinder scheiden sah, nun in diesen wenigen Jahren zu Riesen umgestaltet zu sehen; wie das alles wächst und rasch zu Männern wird. Während herzlich war der gute Vater, sein treues Gemüth hängt noch mit freudiger Dankbarkeit an dem Lande, wo es ihm so gut ging, und er ein so freundliches Asyl gefunden hatte. Allen schien die spanische Luft trefflich angeschlagen zu haben, Vater und Mutter waren in ihrem Geburtslande verjüngt, die Söhne wuchsen sich wie gesagt zu ganzen Männern heraus, nur Elise war blaß, und ein leidender Zug schien hinter ihrem bezaubernden Lächeln verborgen zu sein.

Der Vater lud uns ein, den Merkwürdigkeiten seiner Stadt einen Blick zu leihen, und wollte so gefällig sein, selbst den Wegweiser abzugeben. Wir begannen wie gewöhnlich mit dem Dome, als dem Centrum eines jeden Ortes. Er ist groß, gehört aber auch leider schon dem Rococo-Geschmacke an, und nur die große Laterne in der Mitte, welche das Licht durch alabasterne Tafeln mildert,

ist gothisch=maurisch, und daher architektonisch sowohl, als auch in Ornamentik schön und interessant. Diese Mosaik-Kuppel-Laterne krönte die Moschee, aus welcher die siegenden Christen den Dom gestalteten, und unter dieser ist auch der einzige schöne und grandiose Punkt der Kirche. Die Laterne beleuchtet den großen berühmten Hoch-Altar und den, wie in allen spanischen Kirchen, in der Mitte abgeschlossenen Chor, welcher mit dem Altare durch einen von Eisengeländern abgeschlossenen Weg verbunden ist; der übrige Theil des Gebäudes ist auffallend, drückend und plump, die Dimensionen scheinen zu niedrig und zu breit. Der Haupt-Altar ist im vollendeten, reichgeschnitzten Cinquecento-Style, und zeigt auf seinen verschiedenen Flügeln, die sonst immer geschlossen sind, und nur heute, der Pfingstfeiertage halber, dem Volke gezeigt werden, die herrlichsten, frömmsten Malereien auf Goldgrund; es ist ein seltenes Kunstwerk voll heiliger Frische und religiöser Harmonie. Der Dom bietet noch einige seltene Merkwürdigkeiten, die wir einem späteren Besuche aufsparten, und jetzt auf die Miguetilla — so nennt man, wie in Sevilla die Giralda, den Thurm — eilten, um einen gehörigen Ueberblick zu gewinnen. Die Miguetilla ist gothisch, wie auch das schöne Portal des leider um- und verbauten Domes, doch fehlt ihr Haupt und Krone, und erst die Zopfzeit hat ihr ein Toupet auf den schönen Rumpf gesetzt. Wer ein Bild des goldenen Friedens in entzückendem Reichthume, in lieb-

licher Pracht, wer das stolze Gepräge einer reichen Stadt mit all ihrer architektonischen Ueppigkeit, glänzend und schimmernd im leuchtenden Sonnenbade, den herzerhebenden Segen einer in Naturfülle wuchernden Ebene, das azurblaue Meer mit seinen schwellenden Silbersegeln sehen will, der ersteige die Miguetilla. Valencia muß der Liebling der Sonne sein, auf diese Ebene hat sie ihren belebenden entzückenden Fuß gedrückt, ohne es in ihrer feurigen Liebe zu verzehren; vom kühlen Meere zieht sie empor, ihr erster Morgengruß fällt auf die flimmernden Thürme der reichen Stadt, ihr erstes Lächeln auf die dankbare Ebene, auf die sie während ihres Siegeslaufes die ganze Fülle ihres schöpfenden, belebenden Lichtes gießt. Trefflich übersieht man vom Thurme alle Einzelheiten der Stadt: den schönen Platz mit der blumenreichen Gloriette, dem gasbeleuchteten Abendspaziergang der schönen Welt, an ihm die im verschwenderischen Style von Carl III. erbaute Tabakfabrik; weiter im Herzen der Stadt den Blumen- und Fruchtmarkt mit der gothischen Lonja, einer der Hauptzierden Valencias; dann im Häusergewühl den Palast der Audiencia und das berühmte Ayuntamiento; das Museum mit seinem Palmenhofe und all die andern zahllosen Gebäude mit ihren kleinen Höfchen und Terrassen und ihren hundert Einzelheiten und Geheimnissen. Außerhalb der Stadtmauer finden wir am jenfeitigen Ufer des nun trockenen Guadalaviar, über den reiche, steinerne Brücken führen, die große schöne Alameda

mit ihren schattigen Baumkronen und ihrem lieblichen Plantio, die lange Allee, die zum Meere nach Grao führt, die gerade im Bau begriffene Arena für das Stiergefecht; gegen Norden das in reichen Saatsfeldern liegende, von Palmen umwallte Kloster der Hieronymitaner; in derselben Richtung am Horizonte, am Bergegend' und Meeresufer, Murviedro mit den Ruinen des alten Saguntum; gegen Westen hin, landeinwärts, wird die goldene Ebene von weiten blauen Gebirgen gesäumt, und das liebliche Bild malerisch geschlossen. In der Ebene selbst, in der sogenannten Huerta, die eine sehr bedeutende Ausdehnung hat, liegen viele Häuser und ganze Ortschaften, dem Auge angenehme Abwechslung bietend, zerstreut, so daß der Landsegen nicht, wie dies leider sonst der Fall ist, monoton wird. Ein entzückendes Friedensgefühl bemächtigt sich bei diesem Anblick der Seele, und man fühlt dankbaren Sinnes, daß die Welt noch Paradieses-Ahnungen hat. Unstreitig gehört die Aussicht von der Miguetilla zu den schönsten der Welt, und besonders wenn man sie, wie ich, Ende Mai, wo die Felder in goldener, zum Schutte reifer Frucht prangen, und an einem so sonnig schönen Morgen sieht, sie übertrifft jene von der Giralda in Sevilla.

Vom Dome wanderten wir zum Ayuntamiento, einem schönen Palaste, in dessen Zimmern ganz herrliche, farben- und goldreiche Plafonds sind, Prachtwerke der Renaissance, die an Venedigs Dogenpalast erinnern, und etwas Würdigeres

als die in den Sälen scribelnden Advocaten überwölben sollten. In einer zu den Apartements gehörenden reichen, lieblichen, gothischen Capelle wird das Schwert und die Fahne des Eid gezeigt, wie auch die Krone der Könige von Valencia, aus deren goldenem Reife sich eine Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln erhebt; dieser sonderbare Kronenschmuck ward eingeführt, als eine wirkliche Fledermaus sich in den vergangenen Zeiten der Symbolik in diesem heiligen Schmucke ihr Nest einrichtete und Junge warf, was als ein Zeichen der Fruchtbarkeit Valencias gedeutet und verewigt wurde.

Auch in der Audiencia, einem ebenfalls aus dem Mittelalter stammenden Palaste, in welchem sich die Cortes versammelten, finden wir einen dieser herrlichen, von Goldstrotzenden Plafonds, die so deutlich die solide Pracht, den wahren Reichthum und Luxus beweisen, neben welchem der unsrige nur Flitterwerk ist. Das Merkwürdigste in diesem schönen Gebäude sind aber die Wände des Sitzungs- saales mit ihren lebensgroßen Fresken, unter ihnen die Cortes Carl's V., wie sie lebten und lebten, in ernster Würde nach Rang und Geburt sitzend, Adel, Geistlichkeit und Städte, alle Schiller's Worte bestätigend: „Stolz will ich den Spanier!“ alle in jener malerischen, altspanischen, schwarzen Tracht, die so herrlich kleidete, und vielleicht gerade der düsteren Farbe halber so edel war, das spitze Hütchen von Sammt auf dem Haupte. Wir sehen hier

die Blüthe des Adels in dem Zenith seines schwer-  
 erkämpften Reiches; es ist unstreitig ein interessantes Schau-  
 spiel, bei dem man Physiognomik und spanische Geschichte  
 lernen kann: es ist eine Art Gotha=Almanach in Farben.  
 Nur die Bank der Geistlichkeit, denn die Herren sitzen  
 gerade in voller Cortes=Activität, glänzt in hellen Farben,  
 unter ihnen besonders die Hunde des Herrn, wie sie sich  
 in Florenz selbst nannten, die Domini=cani. Dieser Saal  
 mit seinem Grandenstolz ist eines jener seltenen Alter-  
 thümer, welches uns plötzlich um einige Jahrhunderte zurück-  
 versetzt, und nicht in eine Gesellschaft von Vermodernden,  
 sondern in das ernste weise Leben der goldenen Zeit des  
 goldenen Reiches; durch seine treffliche Erhaltung wird das  
 Kunstwerk zu einer geschichtlichen Vision, in der wir nicht  
 mühsam das Einzelne und Verwischte zum Ganzen zu-  
 sammensetzen müssen, sondern den Totaleindruck in ganzer  
 Friihe und Lebhaftigkeit genießen.

Auch Valencia besitzt eine jener herrlichen Lonja's,  
 wie wir sie Gelegenheit hatten in Palma zu bewundern,  
 doch ist die hiesige, wenn auch gothijch, doch nicht so voll-  
 endet schön und leicht wie jene; immerhin bleibt sie das  
 bemerkenswerthe architektonische Denkmal einer Zeit, wo  
 noch Harmonie und Aesthetik dem menschlichen Auge und  
 Herzen ein Bedürfniß waren, was man von unserem ma-  
 geren, dürren Jahrhundert leider nicht sagen kann. Sie  
 hat einen entschiedenen Vorzug vor der Lonja von Palma,

daß sie nämlich noch belebt ist, und zwar durch den Seidenmarkt, einen der Haupthandelszweige des blühenden Valencio. Die herrlichsten goldenen Locken werden hier einer bunten Menge dargeboten; und man schließt günstig auf ein Land, das solche Gold- oder Silberlocken aufzuweisen hat. Die hiesige Lonja hat außer dem Saale, welcher seine weiten Pforten auf einen großen freundlichen Platz öffnet, noch Hintergebäude mit einem hübschen poetischen Orangen-gärtchen; in einem der Prachtzimmer, in welchem sich das Handelsgremium versammelt, hängt das lebensgroße Bild Isabella's II., von dem berühmten Hofmaler Lopez begonnen und von seinem Sohne, der nunmehr des Vaters Stelle inne hat, beendet. Ich kann nicht ausdrücken, wie mich das Bild interessirt, ja gefesselt hat; vor kurzem gemalt zeigt es die Fürstin in ihrer jetzigen Gestalt, und läßt uns die verschiedenen Urtheile, die wir über Isabella gehört, begreifen. Im blauen Atlaskleide mit reichem Spigenschmucke und funkelndem Diademe, tritt sie uns als Königin entgegen. Es liegt etwas Majestätisches in ihrem Aeußern; sie ist groß und hat trotz der beginnenden Corpulenz eine außerordentliche feine und schöne Taille; dabei ist sie auch eine elegante Frau, das zeigt ihre sorgfältig gewählt-geschmackvolle Kleidung; daß sie den Tanz über die Maßen liebt, darauf deutet die geschmeidige Haltung; das vom üppigen Haarwuchs umwallte Antlitz ist nicht schön, aber ausnehmend interessant. Bei großen Festen spanischer

Etiquette mag Isabella sehr imponirend, stolz und prächtig aussehn, wie ich mir sie im Prado, im rajchen eleganten Phaëton, herzzgewinnend und bezaubernd, bei eclatanten Wohlthaten hinreißend denke, wohl geeignet, sich eine große Popularität zu erwerben. Seit ich dieses Bildniß gesehen, bedauere ich es doppelt, nie in Madrid gewesen zu sein, dem ich hier in Valencia so nahe bin.

Das Museum, ein ehemaliges Kloster mit herrlichen Palmen in seinem Kreuzhofe, enthält unendlich viel Unbedeutendes in langen Gängen unerquicklich aufgehäuft, meist ekelhafte Martyrerscenen und unbekante Wunder, die sehr gut in ihre frühere Kloistereinjamkeit passen mochten, jetzt aber ganz ungehörig dastehen. In einer ehemaligen Kapelle findet man schöne Bilder von Juan de Juanes, des Tizian der Spanier; unter ihnen eine Assunta, ein wahres Meisterwerk christlicher Kunst, voll tiefen Lebens, Innigkeit der Farben und erhebender Wirkung.

Bei meinen Freunden, in Elisens sehr hübschem comfortablem Apartement, vereinigten wir uns zu einem heiteren Mahle, wo man viel an schöne Vaterlandserinnerungen dachte, und wo wir auch mancherlei über die neue goldene Heimath fragten. Das alte Paar befindet sich sehr wohl; in dieser Luft sind sie ja geboren, und wenn sie ihren Grundsätzen auch lange den Aufenthalt darin zum Opfer gebracht hatten, so sind sie doch Spanier und sind wieder in ihrer Heimath; was wollen sie mehr! Das junge Paar

scheint die älterlichen Ansichten nicht zu theilen, und sehnt sich zurück nach der Kaiserstadt am fernen Donaustrande; sie sind Beide dort erzogen, und wo man seine erste fröhliche Jugend durchlebt hat, ist man, wenn Einen das Schickjal nicht zu hart behandelt hat, doch immer am liebsten. Und was einer Frau doch mit Recht nie gleichgültig wird, übt seinen Einfluß auch auf Elisen: im eleganten Wien war sie durch ihre Grazie und Lieblichkeit eine der Bewundertsten, während sie in Spanien als eingebürgerte Fremde mit scheelen Augen angesehen wird; sie ist und bleibt immer eine Fremde, und das ist kalt und unheimlich. In Pedro's Zimmer, welches er mit sehr vielem Geschmacke eingerichtet hat, fand ich all unsere Helden der letzten Kriege und in ihrer Mitte unsern ritterlichen Kaiser; das freut Einen in Valencia doppelt, und all die Erinnerungszeichen, die er an Wien hat, heimehn mich an.

Nach Tisch führten uns unsere lieben Wirthe in einen reizenden Garten, welcher einem reichen Porzellanfabrikanten gehört und die schönste Fülle der herrlichsten Blumen bietet; während der Schmelz und Duft der Rabatten das Auge entzücken, findet die Wißbegierde einige interessante Tropenpflanzen in den Glashäusern. In der Mitte des Gartens stehen zwei herrliche Magnolienbäume, die ihre Riesensblüthen üppigst entfalteteten; die eine derselben ist aber um ein Bedeutendes größer als die andere. Elise erzählte mir die komische Erklärung, die man sich im Volke darüber

giebt: die größere ist in jenem Theile des Gartens gepflanzt, der früher der Gottesacker eines aufgehobenen Kapuzinerklosters war, und die populäre Meinung ist, daß die armen Kapuziner einen das Wachsthum so trefflich befördernden Dünger geben: — eine naturhistorische Ansicht, die gewiß originell ist, die aber ihre Belege darin findet, daß die besten, zartesten Spargel auf dem Kirchhofe wachsen. *Probatum est!* Guten Appetit denjenigen, welche solch üppiges Gemüse, das mit den Atomen einer verstorbenen Generation genährt ist, unbewußt in stillem, lucullischem Frieden genießen. Mich wundert nur, daß es den gottlosen, französischen Vorkermäulern noch nicht eingefallen ist, auf die parfümirten Menüs zu setzen: *Asperges du Père la chaise à la sauce piquante.*

Als ein Freund der Thierwelt war ich entzückt, eine Volière zu finden, voll der schönstgefiederten, seltensten amerikaniſchen Vögel: ich liebe es unendlich, Gärten mit so lebendem Glanze geschmückt zu sehen: wenn es sich in den Blumen regt, so wird der Sinn des Beschauers nicht in Melancholie verfallen. Es giebt nichts Anmuthigeres als die kleinen Bewohner der tropischen Wälder, mit ihrem goldenen, rothen, schwarzen, alle Farben spielenden Gefieder, mit ihrem schönen wunderlichen Bau: ich erinnere hier nur an die sogenannte Witwe mit den rundgebogenen Schwungfedern, die wenigstens zehumal so lang als der

kleine Körper sind, ihrem feinen, lieblichen Gezwitscher und all ihren niedlichen Zierereien.

Eine künstliche Grotte mit allerhand erschreckenden und erheiternden Geheimnissen gehört noch dem Geschmacke des vorigen Jahrhunderts, der sogenannten Perrückenzeit an, wo man es liebte, sich gegenseitig in allerhand kleine Verlegenheiten zu versetzen. Jetzt wo der Puder, die deliciöseste Absurdität, die je erfunden wurde, verschwunden ist, nähert man sich wieder mehr der Natur, manchmal vielleicht zu viel. Auf der schönen Alameda, jenseits des Guadalaviars, wohin wir jetzt fuhren, befand sich schon die schöne Welt; fast Alles fuhr in feinsackirten Tartanen in einer Reihe wie im Prater; da aber nun besagte Fuhrwerke nur nach vorn und hinten Oeffnungen haben, so können die darin Befindlichen weder etwas sehen noch gesehen werden, und der ganze Zug gleicht in seiner Originalität der neu errichteten Britannia bridge. War es mir mitunter vergönnt, einen Blick an das Hinterfenster einer Tartane zu werfen, so sah ich ausnehmend schöne Gesichter, konnte daher diese Fahrmethode nur noch mehr verdammten. Wir verließen bald unsere Kalesche und wandelten in herrlichster Abendluft im Plantio, einem duftigen Blumengarten, der längs der Alameda läuft; es war reizend und wonnevoll.

Als es anfang zu dämmern, eilte Alles nach Hause, da in der Alameda in der Dunkelheit oft, ja man sagt allwöchentlich, Morde vorkamen; Elise aber ließ eine aller-

liebste kleine Pony-Equipage vorfahren, lud mich ein, neben ihr Platz zu nehmen, ergriff die Zügel und fuhr mit vielem Geschick und Muth mehrmals zwischen den zurückkehrenden dicht gereihten Tartanen in der großen Allee auf und ab, um endlich in die Stadt einzulenken und mich bei der Gloriette, jenem oben erwähnten Spaziergange in dem Innern der Stadt, abzusetzen. Elise fuhr nach Hause und ich ging noch einige Zeit mit ihrem Schwiegervater unter blühenden, von Gasflammen beleuchteten Oleander- und Orangensträucher herum, in deren duftenden Alleen zahlreiche Statuen glänzen. Dies ist die Stelle, wo die schöne Welt von Valencia durch den Dolch der Banditen von der Alameda zurückgeschickt, gewöhnlich den Abend genießt. Da heute fast Niemand mehr da war, verließen wir die Gloriette bald.

Ich war, als ich Abends in das Hôtel de Madrid zurückkehrte, und den heutigen reichen Tag überdachte, in einer wehmüthigen glücklichen Stimmung; Valencia war mir ans Herz gewachsen, schon liebte ich diesen goldenen Ort, und ich würde gern statt Stunden Monate hier zubringen.

Des andern Morgens setzten wir uns früh in Bewegung, um die Besichtigung der Valencianer Merkwürdigkeiten zu vollenden; wir begannen mit dem außerhalb der Stadt in der Huerta gelegenen Hieronymitaner-Kloster, welches, nach dem großen Bau zu schließen, sehr bedeutend

und reich gewesen sein muß. Jetzt ist das zerfallende Kloster des einst so mächtigen Ordens, der den Herrscher der Welt in seiner Mitte geborgen hat, eine Art Krankenhaus, die Kirche, welche viel Aehnlichkeit mit der Karthäuserkirche von Granada hat, ist im schlechten, aber reichen Perrückengeschmack erbaut, und liegt in der Mitte des Klosters, dessen Portal sie bildet; leider aber geht auch sie den Weg alles Irdischen, und die sonst Glanz und Licht strahlenden Hallen, die durch die Feste der spanischen Mönche par excellence, denn die Hieronymitaner waren in Spanien, was die Benedictiner in Oesterreich sind, so belebt waren, besucht jetzt nur noch von Zeit zu Zeit ein Geistlicher, der dem Spitale die stille Messe liest. Das letzte Ueberbleibsel der einstigen Größe hat die Natur in ihrer umfassenden, tiefen Poesie aufbewahrt. Es ist dies ein unmittelbar am Kloster befindliches Bosquet von hundertjährigen, hohen, schlanken Palmen, die die Pracht überlebt haben, und nun traurig ihr Haupt über dem Verfall des Hauses, dessen Bewohner sie einst gepflanzt haben, wiegen. Für Palmenverehrer wie ich, der diesem Baume einen wahren Cultus widmet, ist diese Gruppe das einzig Interessante dieses Klosters. Aus der verfallenden Vergangenheit wollen wir in die nützliche Gegenwart treten, in eine im höchsten Flor der vollendetsten neuen Erfindungen stehende Seidenfabrik, wo einem unter dem Geklapper der Maschinenräder vorgefäut wird, wie man im Augenblicke

aus den vom Landvolke eingebrachten Cocons die goldhaarige Seide zieht, und wie aus ihr durch Dampfgetriebe der schönste Damast gewirkt wird. Ich finde auf der Welt nichts langweiliger als eine Fabrik; es geht alles so mathematisch gezirkelt, so auf die Secunde berechnet, und das menschliche Genie zeigt durch seine ungeheuren Erfindungen, wie unnütz das bischen Menschenverstand der arbeitenden Classe ist; sie wird selbst zur todten Maschine. Wir leben in der unglücklichen Zeit der Krisis; die neue Idee der Nothwendigkeit, Fabriken zu gründen, hat sich noch nicht eingebürgert, das Gleichgewicht ist noch nicht hergestellt; die alten Zustände kämpfen mit den neuen, und den neuen fehlt eine nothwendige Basis, die nur die Zeit bringen kann, wenn die Fabrikperiode ihre Geschichte und ihre Erfahrungen hat, aus denen sich dann den kommenden Generationen ihre geregelte Nützlichkeit von selbst beweisen wird. An was ich mich noch immer nicht gewöhnen kann, ist, zu sehen, wie der reiche, aussaugende Fabrikbesitzer in Massen herstellt, was den unmäßigen Luxus der Reichen befriedigt, und ihre Prachtliebe fützelt, während die Arbeiter durch sein Geld geknechtete Leibeigene, blasser Schatten wirklichen Menschen sind, die in gänzlicher Seelenverdummung ihren Körper seinem Geldsacke, zur Stillung der Bedürfnisse ihres Magens, in maschinenmäßigem Tacte opfern. Einer geistreich erdachten Maschine zu lieb kann ich meine Nebenmenschen nicht vergessen, so weit reicht meine Eitel-

keit und egoistische Schätzung des sogenannten Genies unseres Jahrhunderts nicht. Mir wird in einer Fabrik immer bang; ich spreche nicht von solchen, wo der Mensch wirklich noch selbstthätig und als Mensch mit seinem Verstand bedingt ist, und ich verfallte vor lauter Resultaten des Genies in eine Art Verdummung und grenzenloser Langeweile; es kommt mir Alles wie nur für den Augenblick gemacht vor. Wir leben im Jahrhundert der Hast, und hiezu sind die Fabriken geschaffen.

Nach einem kurzen Besuche im botanischen Garten sahen wir uns noch die Cigarrenfabrik an, wo doch wenigstens hundert und hundert Mädchen selbst arbeiten; sie ist ganz im Style der früher von mir beschriebenen Sevillaner Fabrik, nur in einem etwas kleineren Maßstabe, und liefert nicht, wie erstere, außer Cigarren noch jenen berühmten Schnupftabak. Die zahllosen Arbeiterinnen sind, obwohl eben so jung, noch weniger schön als ihre Schwestern am Guadalquivir, der Typus geht hier in Valencia leider etwas ins Mohrenhafte, doch glühen auch hier spanische Augen, so schwarz, so brennend, wie in keinem anderen Reiche der Welt; das sind leuchtende Sterne, die nur der goldenen Halbinsel angehören. Das Interessanteste in dieser Fabrik war uns der Director, ein streng, wahrhaft tyrannisch aussehendes, sehr stolzes und hochgelehrtes Männchen, vor dem die ganze Anstalt mit ihrem Regimente von Weibern zu zittern schien. Der Sennor sprach französisch, und hatte

die köstliche Gewohnheit, zu allem und jedem mit lebhafter Betonung das vielbedeutende Wörtchen *erreur* hinzuzusetzen: so sagte er vom hiesigen Klima, gegen das er einen besondern Haß kund gab: „On dit que le climat de Valence est doux: *erreur!* Les médecins disent qu'il soit excellent pour la poitrine: *erreur!* Les malades s'en vont en chaise de poste au grand galop“: eine rhetorische Blume vom besten Geschmack. Ein mit wichtiger Miene ausgesprochenes *erreur* kam im Laufe der Rede so oft vor, daß es in unserem kleinen Reizeirkel vom heutigen Tage an sprichwörtlich ward.

Eine Fahrt um die Stadt herum *extra muros* gewährte uns manchen hübschen Blick auf die reiche Natur, auf interessante Bauten und pittoreske Staffagen. Unter Cicerone zeigte uns unter anderem ein recht hübsches Gebäude, welches er uns als die Arena des Hahnenkampfes nannte: konnte dies ungesehen bleiben? nein! Wir ließen anhalten, und stürzten in das Innere, wo uns gleich der laute Chor der blutdürstigen Kämpfer empfing: sie harrten alle ihres Ehrentages in kleinen, reinlichen, übereinander gebauten, aber getrennten Käfigen, wo ihnen die neugierige Welt vor dem Kampfe die Parade abnehmen kann. Alle können sich untereinander hören, und sehen insgesammt aus ihrer Haft liebreizende Hennen im Hofe coquettiren, was der einzige denkbare Grund ihrer komischen, unbegreiflichen Kampfwuth ist. Doch treten wir von den Zwingern in

die Arena, um einige Kampfszenen, die uns der Director privatim zum Besten geben will, anzustauen. Die Arena, ein hübsches Gebäude, ein Stierplatz en miniature, faßt auf seinen Stufen 800 Personen, und ist einer der Hauptbelustigungsorte der Valencianer, die Fashionables der haute-volée wetten große Summen auf die Kampffähigkeit der verschiedenen Campeadores. Zwei der Hähne, die auch vor uns einige Evolutionen machten, sollten künftigen Feiertag über mehrere Hunderte von Gulden durch Sieg und Tod entscheiden. Wir setzten uns, um einige Kämpfe anzusehen; man ließ zwei Hähne herein, denen man, damit der Gegner keinen Halt habe, den Kamm stutzt und nur die Federn am Halse und am Steiße läßt, und zur Waffe einen spitzen Sporn an den Fuß schnallt; kaum hatten sie sich gesehen, als sie auch schon ohne vorhergegangene Reizmittel wuthentbrannt auf einander loszuehren, die posslichsten Luftsprünge machten, bald wie Tiger auf den Feind lossetzten, bald wie ein Adler auf ihn stießen, sich packten und zerrten, daß das Blut aus den Wunden der Edlen floß, bald für einen Augenblick vom heißen Kampfe nachließen, um sich in kriegerischer Majestät mit stolzer Haltung, voll Todesverachtung und Siegesbewußtsein, langsam auf- und abschreitend zu messen, und dann bei neuem Vortheil mit verdoppelter Kraftanstrengung auf den Feind zu brechen. Augen werden ausgeschlagen, Kammreste aus dem Kopfe gezerrt, und im ernsthaften, begeisterten Kampfe wird nicht

eher vom Schlachtopfer gelassen, bis es in seinem Blute erliegt; dann aber erhebt der siegende Hahn, unter dem Applaus der Menge, über der Leiche seines ihm ebenbürtigen Gegners das berühmte Siegeslied. Herrliche, unvergeßliche Augenblicke in einem Hahnenbewußtsein. Das die in früheren Kämpfen Verwundeten mit erneuter, ungeschwächter Begier in den Kampf ziehen, wenn es gilt, eine neue Siegespalme zu pflücken, bezeugte uns ein einäugiger Hahn, der durch seine Wunden nur gelenkiger und geschickter geworden zu sein scheint. Ein rührendes, erhebendes Beispiel männlicher Thatkraft, einen Beweis, daß Heroismus mancher starken Seele zum ungestillten Bedürfniß wird, gab uns ein in Schlachten gänzlich erblindeter Hahn; er ward in die Arena gebracht; kaum fühlte er den Sand des Ehrenfeldes unter seinen Füßen, als er anfing, nach allen Richtungen loszubrechen, bis er seinen Gegner fühlte, und dann Leib an Leib ohne Ziel herumhackte, um den heißen Kampf mit ihm zu bestehen. In den Augenblicken der größten Gefahr wird er jedoch vom Director der Schlacht entzogen, um auch ferner noch zur Ehre der Arena als Held figuriren zu können. Denkt man nicht unwillkürlich bei solcher Scene an Johann, König von Böhmen, der blind in die Schlacht von Creci eilt, um dort wie ein Löwe kämpfend zu erliegen? Solch ein Hahn muß doch ein ungeheures Organ der Tapferkeit am Schädel haben, wie wären sonst diese Heldenthaten im Naturwege zu erklären, da er ohne

allen Grund, nur aus bloßer Raufwuth kämpft? Oder sollten die Hähne das Bedürfniß haben, Gemüthsbewegungen zu erfahren, bei denen sie selbst ihr Leben in die Wagschale legen? Die Sache ist und bleibt ein unerklärliches Naturwunder. In unserer civilisirten Welt finden wir es zwar oft, daß zwei Leute wegen gar nichts in blutigem Streit liegen, der Welt hiedurch ein Schauspiel gewähren, und von derselben angehezt werden. Die Welt lacht sich ins Fäustchen und applaudirt dem Sieger, von welcher Partei er auch sei. Mit unseren Freunden besuchten wir nun noch einmal die Kathedrale und genossen deren Schönheiten im Einzelnen; die Sacristei enthält herrliche Gemälde von Juan de Juanes, Bilder voll südlicher Wärme und Kraft, dann einen seltenen Reichthum an interessanten und schöngefaßten Reliquien, die mit denen von St. Marco wetteifern können. Ein Canonicus im Chorhemd hatte die Güte, uns letztere zu zeigen. Es ist ein Stück Geschichte voll der merkwürdigsten Erinnerungen, und die Thaten des Orients und Occidents, die um des Kreuzes willen geschehen sind, werden uns durch diese ehrwürdigen Antiquitäten ins Gedächtniß gerufen. Das Palladium dieser reichen Sammlung, ja das Palladium des gläubigen Valencia ist der heilige Gral, jenes Gefäß aus Achat, in welchem Christus in der schweren Nacht den Wein in sein Blut verwandelt hat, dessen in den Gesängen von Artus' Tafelrunde und im Roland so geheimnißvoll erwähnt wird,

um das der Christenheit erste Ritter als um das köstlichste Gut stritten. Ob sich Christus wirklich dieses Steinfeldes bedient hat, gebührt mir nicht, zu entscheiden, es ist eine fromme Sage, Jeder glaube hierüber, was ihm sein Herz sagt, doch Valencia gab und giebt dafür sein Blut. Südfrankreichs Ritterschaft wollte sich das hochverehrte Kleinod, das ursprünglich aus Constantinopel stammt, erobern, und schickte eine Flotte von Marseille zum heiligen Raub aus, doch die braven Valencianer schlugen sie zurück und verfolgten sie bis zum Eingang des Hafens von Marseille; als Trophäe nahmen sie die lange eiserne Kette, mit welcher die Marseiller ihren Hafen sperrten, mit, und hingen sie in einer schönen gothischen Seitencapelle des Domes auf, wo wir sie noch heute sehen konnten. Diese letztere Capelle enthält eine Sammlung von den Bildnissen aller Bischöfe von Valencia, worunter die der beiden Bischöfe Borgia, der späteren berühmten Päpste, deren Familie aus Valencia stammt, merkwürdig sind. Alexander VI., Lucretia's frecher Vater, hat eine edle kaltwürdevolle Physiognomie, und diese stolzen, blassen Züge lassen den imposanten Papst und den ehrgeizigen Buhlen in einer Person begreifen; er muß prächtig in seinem Nimbus, furchtbar in seinen Lastern, und in allen Gelegenheiten Grande von Spanien gewesen sein. In der Kathedrale muß ich noch des Schildes und der Sporen des Cid und eines Christuskopfes von Juan de Juanes erwähnen; der Held hat diese Waffenstücke selbst

zur Linken des Hoch=Altars aufgehängt; das Bild wird von den Valencianern über die Maßen gelobt, ich aber finde die breiten Züge des Herrn zu übertrieben regelmäßig, zu viel Ruhe und Schönheit, zu wenig Männlichkeit darin, kein Erlöser=Ausdruck, dies Christusanltz hält keinen Vergleich mit dem Zinsgrofchen Tizian's aus. Mein Herz zog mich noch einmal die Miguettilla zu besteigen, und mich an dem herrlichen Blicke auf die gottesgesegnete Huerta zu laben; man wird des Anblicks nicht satt, er thut einem zu wohl! In der Nähe des Domes befindet sich ein Kirchlein mit einem berühmten Madonnenbilde, ich glaube, im Ansehen das es genießt, das dritte in Spanien, die Zuflucht aller Leidenden, die Beschützerin der schönen Stadt und ihrer goldenen Ebene; dies Gnadenbild ist im Besitze eines Schmuckes, wie ihn sonst nur Kaiser und Könige haben. Es war verhängt, und die Geistlichkeit führte uns aus der Sacristei durch eine schmale Treppe in das Tempelchen, worin es so aufgestellt ist, daß wir diese Schätze ganz in der Nähe bewundern konnten; es war wirklich ein erstaunlicher Glanz, eine feierliche Pracht. Alles funkelte von Diamanten und Perlen, die köstlichsten Schmucksachen zierten das schwere Silberkleid, reiche Kronen ruhten auf dem Haupte der Mutter und des Kindes; alles dies sind Geschenke frommer Spanier, und Opfer aus fernen Ländern, darunter eine schöne große Perle von Maria Antoinette. Was von dieser Frau kömmt, interessirt und

rührt mich; so auch diese Perle, die wie eine Thräne der Ahnung, in glücklichen reichen Tagen, an dem schirmenden Mantel der ewigen Mutter hängt. Wo war eine Frau so unglücklich, wie Maria Theresia's liebreizende Tochter, und das Volk, das diese Blüthe geknickt hat, nennt man das chevalereske, wie reimt sich das?

Als wir unsere Touristenexpedition vollendet hatten, kam uns am Thore des R\*\*\*\*schen Palastes schon Elise entgegen, ein Bild der vollendetsten Anmuth, mit dem andalusischen Spitzenschleier und einer üppigen Rose im goldenen Haar; sie schwang sich in die kleine Pony-Equipage, lud mich ein neben ihr Platz zu nehmen, ergriff die Zügel, und flog nun gegen Grao, da ich die lebenswürdige Familie zu einem kleinen Diner auf unserer Dampfregatte eingeladen hatte. Wer hätte es geglaubt, wenn uns jemand vor 5 Jahren, als wir durch die hellerleuchteten Säle der Wiener Paläste, bei Strauß' lieblicher Musik dahinrauschten, zugeflüstert hätte: „Ihr werdet einst im fernen Spanien, in Valencia's paradiesischer Huerta in glücklichen Erinnerungen wehmuthsfreudig zusammenkommen.“ Die Schicksale der Menschen sind gar eigen; der Erdball ist so klein, und wie wird man dennoch darauf herumgeworfen! Glücklich, wer sich wieder findet!

Wir hatten des Morgens ganz vergessen, um das Meer zu fragen, und nun ging es hoch, sehr hoch; ich bat die Gesellschaft, lieber nicht an Bord zu gehen doch

Elise wollte nicht davon lassen, und bewies sehr viel Muth; wir kämpften mit den Wellenbergen, daß es einem Nicht-  
Seemannne hätte angst und bange machen können, und erst nach langen Mühen erreichten wir das Schiff. Wir versammelten uns um das Mahl, das dem Abschiede vorausging, also war die Stimmung schon etwas gedrückt; meine Nachbarin löste sich in Heimweh auf, jetzt war sie ja in Oesterreich unter ihren Landsleuten, sprach ihre Sprache, und sollte sobald wieder allein und unverstanden in die fremden Verhältnisse zurückkehren, eine Fremde unter Fremden; wie ward ihr aber wohl, als unsere Banda die Strauß'schen Weisen, Klänge aus einer heiteren nimmer wiederkehrenden Vergangenheit spielte; wer je das Heimweh gefühlt und von dieser Sehnsucht zernagt worden ist, der nur kann diese Stunden begreifen. Leise und mit zitternder Stimme brachte sie einen Toast auf des Kaisers Wohl aus, der mich mehr rührte, als aller unnütze Redeschwall. Die schwere Stunde des Abschiedes kam, ein Händedruck all den Lieben, und forttanzen sie über die hochgehende See, heim nach der schönen Stadt; die Sonne war gesunken, noch zeichneten sich Valencia's Kuppeln im sehnsüchtigen Dämmerroth, der Dampfer schlug schäumend die Wellen, und fort und fort zog er in die kommende Nacht. So war auch der Traum ausgeträumt, und nur ein leises Bangen blieb im Herzen zurück.

Die Zeit des Aufenthaltes in dem von Valencia aus

rasch erreichten Cartagena, dessen öden, traurigen Hafen wir schon zur Genüge kannten, wurde benützt, eine Excursion nach dem nahen Murcia zu machen.

Durch die lange uninteressante nur von einzelnen Palmen belebte Ebene von Cartagena führen wir in einem von uns gemieteten Omnibus mit 4 Pferden, in dem wir gemüthlich saßen, gegen die Sierra de Fuente-santa, den fahlen malerisch geformten Gebirgszug, der den Horizont von Cartagena in grauer Ferne schließt. Durch öde Felsen wand sich der Paß über und durch die Sierra, eine wildromantische Partie, die mich lebhaft an die Sierra de Ronda, welche wir vergangenes Jahr nach Granada ziehend passirten, erinnerte. Als wir die felsige Grenzscheide durchschritten hatten, bot sich uns eine gar herrliche entzückende Landschaft, die Huerta von Murcia in ihrer sommerlichen Fülle und Pracht, eine grün- und goldbesäete, perlenreiche sonnige Ebene, umzogen von einem Diadem, zwar nackter aber edel geformter, und in wundervoll südlichen Tinten erglänzender Gebirge. Wie einst Kanaan zu den Füßen der Hebräer, lag die üppige Ebene vor uns, und mit fröhlichem, erfrishtem Herzen zogen wir zur großen Stadt, die am linken Ufer des Segura liegt, hinunter. Spanien hat viele fahle Gegenden, sowohl Gebirge als weite unbebaute Ebenen, dafür hat es aber auch Einzelheiten, die alles aufwiegen; oft sind es nur kleine Gärten, die alles Schöne, Zauberhafte so sehr in sich vereinigen, daß man in ihren

schattigen Lorbeer- und Orangengängen, unter ihrem dunkelblauen Himmel, oder an den Marmorgeländern ihrer jasmin- und rosenumdufteten Fontainen ganz der weiteren Gegend und der fahlen, heißen Vergangenheit vergißt, und sein Herz in einer abgeschlossenen, stillen, wunderfrohen Gegenwart wiegt; oft sind es ganze gottgesegnete Ebenen, wie die Huertas von Valencia und Murcia. Wir sind diese einzelnen paradiesischen Momente werther, als die ewig fruchtbringenden, gar so hausmütterlichen, gar so nützlichen, von Feldern überall übersponnenen Gegenden. Außerdem giebt die Masse größer und meist interessanter, alter Städte, und das herrliche, einzig merkwürdige Volk mit seiner stolzen Ursprünglichkeit, seinem maurischen Feuer und seinem gothischen Ernste, Spanien noch zwei Hauptreize: wie in ihren Bauten, so bewundert man auch in dem Wesen der Spanier die maurische Arabeskenmischung, voll romantischer Fülle, mit dem gothischen Spitzbogen, voll christlichen Schwunges und erhabener Würde, durch das Band der angeborenen Grazie wunderbarlich verknüpft. Murcia zählt 40,000 Einwohner; es hat einige schöne Paläste, darunter den des Bischofes von Cartagena, der hier seine Residenz hat, eine schöne Brücke und einen erhabenen gothischen Dom, in dessen Chor, dem Kunstfreunde leider zu hoch, einige wundervolle Murillo's hängen, die Hauptheiligen der Stadt vorstellend, Bilder voll durchglühter Erkenntniß, wie sie der Künstler hatte, der die Seele Spa-

niens, denn jedes Land hat seine Universalseele, so ergreifend auf die Leinwand zauberte.

Zur Rechten und Linken des Hoch=Altars sind in reichen Särgen kostbare Reliquien von St. Isidoro und anderen spanischen Heiligen aufbewahrt; eine Capelle, die einer hohen Grandenfamilie gehört, ist dadurch merkwürdig, daß sie den gothischen und maurischen Styl zu vereinigen sucht, und in dieser bizarren Vermählung einen Uebergang zum Cinquecento, ja ich möchte sagen schon zur Perrückenzeit hervorbringt. Es ist ein verworren phantastisch Ding, das in vielen schönen Einzelheiten noch den reinen Styl bewahrt. Die Aussicht vom hohen Thurme ist äußerst lohnend, ja entzückend. Man sieht auf einen sanften weiten Teppich, den die fleißigen, mit Geist und Ausdauer arbeitenden Morgenländer mit silbernen, rauschenden Fäden durchzogen haben, denn durch die Kunst der Bewässerung haben die Mauren dem fahlen Boden die Huerta zauberisch entlockt und dem Lande als Saum der goldenen Saaten zahlreiche Palmen, Apfelbäume, Orangen, Ulmen, Maulbeeren, Aprikosen, Feigenbäume und hundert andere Pflanzen der verschiedenartigsten Zonen als köstliches Erbtheil hinterlassen. Außer seinen Früchten, Blumen und schönen Frauen hat Murcia nicht viel Schönes und Merkwürdiges, doch das Vorhandene ist hinreichend, um den Ausflug lohnend zu machen. Einen unlängbaren Adel hat Alles in Spanien, so auch diese Stadt besonders vom Thurme ge=

sehen. Die Tracht des hiesigen Landvolkes ist malerisch, und kleidet die stolzen, trefflich gebauten Männer vortheilhaft. Sie tragen, in der Art der griechischen Fustanella, schneeweiße weite Leinwandhosen bis über das Knie, von da abwärts ist entweder das Bein ganz entblößt, oder von gestickten ledernen Kamaschen und Strümpfen umgeben; den Fuß schützen Sandalen, in deren Spitze die drei vorderen Zehen stecken; den Leib umgürtet eine rothe Binde und über dem reinen weißen Hemde tragen sie eine rothe, blaue oder weiße Weste mit silbernen Knöpfen; über der Schulter hängt die Mantaj, eine Art Plaid nach schottischer Weise, in die sie sich am kühlen Morgen malerisch hüllen; auf den Kopf binden sie ein Foulardtuch und über diesem sitzt eine pfißige spitze Sammtbedeckung, halb Hut, halb Kappe — halb Narrenbarret, halb Mütze des Satans, wie er sie als Dandy im Cinquecentisten-Style trägt. Zudem haben sie noch Stöcke von einer carrikirten maßlosen Dicke. Die Bauern von Valencia kleiden sich eben so, nur tragen sie statt eines Sammetbarrets eine rothe Lazaronimütze. Wir stiegen in Murcia in einem Gasthose ab, der ein Gegensatz von Comfort und Appetitlichkeit war; er schien höchst selten von Reisenden bewohnt zu werden und vermuthlich nur das Absteigequartier fahrender Don Quixotte's zu sein; trotzdem war er bald der Schauplatz spanischer Etiquette und spanischer Grandezza. Die Autoritäten Murcia's hatten uns ausfindig gemacht und fühlten sich nun zu mei-

nem nicht geringen Schrecken verpflichtet, mich ein feierliches Leber halten zu lassen und in der Venta ihre ceremoniöse Cour zu machen.

Nach einer monstrosen Olla potrida brachten wir den herrlichen Nachmittag, den Zwang des Madrider Hofes über die Schulter werfend, mit einer lohnenden Landpartie zu. In einer der berühmtesten Tartanen, der ein Maulesel vorgespannt war, rollten wir zur Stadt hinaus. Einen großen Theil des Weges lenkte ich aus dem Wagen heraus selbst die Zügel des muthigen Renners.

Nach einer Stunde Fahrt durch üppige und wohlbebaute Gegend gelangten wir zu einem kleinen Orte, der an dem Fuße eines mit Aloe umwachsenen Felsens ruht, dessen Haupt gleich einer Krone ein stolzes Maurenschloß als romantische Ruine umschließt, doppelt romantisch durch den geheimnißvollen Umstand, daß weder ein Weg zum Felsen hinauf, noch ein Thor zum nie besuchten Schlosse führt; das war genug um unsere Eroberungslust zu wecken und uns zum Sturme zu reizen. Zwischen den feindlichen Lanzen der Aloen und den furchtbaren Pfeilen der Messeln wanden wir uns mit einer des Deutschen würdigen Todesverachtung die schwere Bahn hinan. Den Mangel eines Weges hätten wir glorreich überwunden, doch blieb uns nun noch ein Eingang zu erkämpfen; hier aber scheiterten unsere kühnen Hoffnungen, es fehlte an Stützpunkten, und die durch das Geheimnißvolle des ungefannten Innern er-

higte Phantasie mußte mit Schmerzen den Gründen besonnener Klugheit nachgeben. Doch wurden unsere Bestrebungen durch die herrlichste Aussicht auf die in abendliche Sonnengluth getauchte Landschaft belohnt. Die Sonne schüttete ihre Strahlen in die weite Juwelschale der Puerta, deren zackige, edelgeformte Umsäumung die Lichtfluth in purpurnen Tönen zurückstrahlte. Es war einer jener Augenblicke, in denen die Erde nach wildem Schaffen und Treiben, nach wonnevollem heißen Kampfe den Sieg des Tages feiert,<sup>77</sup> denn jeder ungetrübte Sommertag ist ein Sieg für die Erde über die Dünste und Nebel, die sie umhüllen.

Abends besuchten wir die beiden Alameden von Murcia, wovon die eine auf einer schönen Terrasse an den Ufern der Segura liegt und sich mit ihrem blumen- und strauchumgrenzten Wege gerade vor dem erzbischöflichen Palaste ausbreitet; schöne Frauen zogen auf dem weiten Plane längs den blühenden Oleanderhecken, in der kühlen Dämmerung, voll Liebreiz mit Fächer und Augen spielend, hin und her. Das war der offene Versammlungssaal bei einbrechender Nacht. Ueber die anstoßende, schöne steinerne Brücke hinüber in der Vorstadt liegt die zweite Alameda, der eigentliche Stadtgarten, eine Art Botanicum voll blühender Blumen und herrlicher seltener Bäume; in der Mitte der letzteren hat man kürzlich, ich weiß nicht welchem großen Geiste des modernen Spaniens ein chernes Bildniß er-

richtet. Wir lustwandelten einige Zeit mit dem Gouverneur, flohen aber dann bald in unsere zu Ehren gekommene Venta, und suchten in den leider etwas merklich bevölkerten Betten Stärkung für die morgige Heimfahrt nach Cartagena.

Von Cartagena aus rauchten wir wieder, zum drittenmal im Laufe eines Jahres gen Calpe hin, um auf den Wogen des Oceans neuen Wundern südlicher Pracht entgegen zu eilen, über deren bezauberndem Anblicke aber uns im dankbaren Gemüthe Hispaniens goldiges Bild nie entschwand.

---



VI. Lissabon.

---

1852.



Nebel lag auf der See und durch hohle Wellen arbeitete der Dampfer nach der Mündung des Tajo zu: bizarre Fischerboote, wie die Tschonken auf den chinesischen Wandschirmen gebaut, mit zahllosen kleinen Segelsetzen, durchwogten die See längs der fahlen gelben Küste, der wir uns, nachdem wir den Piloten aufgenommen hatten, rasch naheten. Durch häßliche Sandbänke fuhren wir in den berühmten und hochgepriesenen Fluß ein. Eine Reihe von Landhäusern auf der flachen Küste, zwischen Feldern zerstreut, bilden die Ortschaft Celuch und den ersten Vorposten der Siebenhügelstadt. Wie die Häuser dichter werden, erhebt sich auf der rechten Seite das Ufer zur Hügelhöhe; bei einer kleinen Bucht vorbei gelangt man zu einer Landzunge, auf der das einzige wirklich auffallende Monument Vissabons steht; es ist der Thurm von Belem mit seinen Gallerien und Balconen, seinen Batterien und Schießscharten; in dem Bereiche seiner Kanonen fährt man in

den eigentlichen Tajo ein, verläßt das Meer, und sieht jetzt erst das Panorama der Stadt sich am hügeligen Ufer aufrollen. Die Häuser bilden größere Gruppen, die Vegetation hört auf nur dem Nutzen zu dienen; man sieht das Grün der Gärten, aus denen sich Baumgruppen erheben, und knapp am Ufer zieht sich ein wenig unterbrochenes Band von Gebäuden hin. Wir erblicken den Palast und das Kloster von Belem, beide nicht stattlich, letzteres aber in der Nähe gesehen, voll architektonischer Liebenswürdigkeiten; hierauf rauschen wir bei der berühmten endlosen Corderia vorüber, einem Denkmale alter längstverflungener Seegröße; über die Corderia hinaus beginnen die Gebäude amphitheatralisch die Hügelkette hinaanzusteigen, deren Rücken der massenhafte, doch leider nicht vollendete Palast von Ajuda krönt. Er ist eines der wenigen Gebäude, die es versuchen, der langen, langen Stadt einen Charakter zu geben. Wieder fliegen wir an einer kleinen, bepflanzten Lücke, auf der Höhe eine traurige Guirlande von Windmühlen, vorbei und sind dann in der eigentlichen geschlossenen Stadt; in dieser erscheinen halbwegs hervorragend die Paläste von Necessidades und Pombal, die Rococo-Kuppelkirchen von Caracao de Jesus und San Vincente. Mit der compacteren Stadt beginnt auf dem breiten Tajo ebenfalls die Schiffstadt; wie vor den Steinmassen der Thurm von Belem, so liegt vor den schwimmenden Häusern ein altes preßhaftes abgetakeltes Linien Schiff. Der Stolz von Lissabon

ist die Praça do Commercio, ein weiter, wirklich prachtvoller Platz, das eigentliche Centrum der neuen Stadt. Von drei Seiten ist er von großartigen Regierungsgebäuden, mit Procuratien wie bei San Marco, von der vierten durch den Tajo begrenzt. Weite Marmorstufen führen von dem Flusse auf den Platz, in dessen Mitte die schwere Weiterstatue König Jose's steht, hinter der eine Triumphpforte im Bau begriffen ist. Herrliche gerade Straßen durchschneiden von hier aus die Stadt, und man genießt über die beschiffen Fluthen des Tajo im Rahmen der majestätischen Gebäude die Aussicht auf die Strabanda, wie man die jenseitige Hügelfüste nennt. Ehre, dem Ehre gebührt! Die Praça do Commercio sucht ihres Gleichen in der Welt. Hier, dem belebtesten Stadttheile gegenüber ankerte unsere Fregatte. Das Sprichwort sagt: „quien no ha visto Lisboa, no ha visto cosa boa.“ Alle Reisebeschreibungen sagen es, und schon in den Geographien steht es geschrieben, daß die Hauptstadt Lusitaniens mit Konstantinopel, Neapel, Stockholm und Rio zu den schönsten der Welt gehöre; was soll ich nun von dem Eindrucke sagen, den sie auf mich gemacht hat? Mir erscheint sie als ein endloser Häuserhaufen an den Ufern eines Flusses, ohne etwas Charakteristisches oder Pittoreskes an sich zu tragen. Um charakteristisch zu sein, fehlen ihr hervorragende, originelle Gebäude; zum Pittoresken aber die Gegend. Die Stadt läuft den Hügel hinauf, und endet in

der Höhe, ohne einen für das Auge so nothwendigen Hintergrund; es ist alles so weit und breit, schneidet sich so im Blauen ab, daß man unwillkürlich nach einem Gebirge, nach einem Waldgrunde sucht, auf dem das Auge ruhen kann. Statt dessen dehnt sich hinter ihr ein flaches, langweiliges Land; den Eindruck des Südens macht Lissabon nun gar nicht. Der Himmel ist längs der ganzen portugiesischen Küste fast immer neblig und mit Wolken bedeckt, Luft und Wasser haben nicht die glühenden Tinten, die entzücken; keine Palme winkt, kein Cypressenhain erfreut das Auge, es ist Alles kalt und langweilig wie in gewissen Theilen von Deutschland; als Stadt ist Prag entschieden viel malerischer; die Otrabanda ist das einzige wirklich Schöne, doch zu wenig großartig, um ihren Eindruck dem Ganzen mitzutheilen.

Noch am Tage unserer Ankunft besichtigten wir die Stadt; sie hat längs des Ufers und auf dem wenigen horizontalen Raume, den sie bedeckt, regelrechte lange Straßen und schöne Plätze, wie wenige Residenzen Europa's. Die Gebäude der Praça do Commercio sind alle im gleichen neuromischen Style und von blendender Weiße. Links liegt die große Mauth, rechts alle Ministerien. Das Monument in der Mitte des Platzes ist im plumpen Rococostyle. König José, ein guter dicker Herr, sitzt auf schwerem Harttraber in römischer Tracht mit üppig bebuschtem Helme, neben ihm eine Victoria mit einem Pony-

Elephanten, der, als Repräsentant der Colonien, keineswegs den gewünschten Erfolg hat des Königs Majestät gigantisch, welterobernd darzustellen, sondern im Gegentheile dem Monumente den Stempel des Lächerlichen aufdrückt. Nicht ohne tiefe Bedeutung ist auf dem weißen Sockel des bronzenen Standbildes das Counterfei des Marquis von Pombal angebracht. José hatte den Titel, Pombal die Gewalt des Herrschers; er hat auf kurze Zeit Portugal regenerirt, und durch despotisches Niederreißen der alten Stadt den neuen Theil Lissabons geschaffen; er war ein Tyrann, der zum Guten, Kräftigen anspornte, und einen solchen brauchen die heruntergekommenen Völker; dennoch war er zu seiner Zeit gehaßt, und die Vorbeern, die er sich wand, sind „l'outré tombe“, denn jetzt ist sein Name in Aller Mund.

Senkrecht auf den großen Platz laufen mehrere parallele breite Gassen aus, unter denen die schönsten die Rua Augusta und die Rua Aurea sind; diese hat ihren Namen von den zahllosen Goldschmieden erhalten, welche die Kaufläden derselben fast ausschließlich einnehmen; beide Straßen endigen nach langem Laufe auf der Praça do Don Pedro, die mit weißem und schwarzem Marmor herrlich gepflastert ist, und auf der das schöne, wenn auch kleine Theater der Donna Maria II. steht. In einer kleinen Entfernung hinter dem Theater liegt der große prachtvolle Passeo Publico, mit architektonischem Brunnen, schattigen Bäumen

und herrlichen Blumenpartieen verziert. Eine zweite sehr schöne Promenade ist die von Pietro d'Alcantara, sie hängt mit zwei Terrassen auf einem der sieben Hügel, und gefiel mir besonders durch eine hohe Wand voll des üppigsten, klastert hohen Heliotrop und durch die Aussicht auf einen großen Theil der Stadt.

Parallel mit dem Ufer des Tajo läuft die Rua de buona vista, die zum Palaste Necessidades, den jetzt die Königin mit ihrer Familie bewohnt, führt. In den oben-erwähnten Straßen findet man schöne, hohe, echt großstädtische Gebäude, und reich ausgestattete Kaufläden; gegen Necessidades hin werden die Häuser unregelmäßiger und unordentlicher und sind, dem portugiesischen Geschmacke fröhnend, in greller Oelfarbe, grün oder blau angestrichen. Die Hügelfette hinan liegt die alte Stadt, die den vollkommensten Contrast zur neuen bildet; sie ist ein steigendes und fallendes gräßliches Winkelwerk mit thierischem und menschlichem Schmutze, Ratten und Mas angefüllt, und es kostet Ueberwindung nur flüchtig durchzugehen, geschweige darin zu haufen; die Portugiesen aber würden sie um die Welt nicht kehren lassen; sie fühlen sich zwischen diesen Bächen und Bergen von Unrath ganz wohl und angenehm, es scheint ihr Element zu sein. Durchzieht man die Straßen Lissabons, so kömmt man auf den Schluß, daß es hier eben so viele Papageien als Einwohner geben muß, und mit geschlossenen Augen könnte man sich in einen

Urwald Brasiliens träumen; in jedem Stockwerke, an jedem Fenster sitzt solch ein buntgefiedertes Wesen, und die Conversation, die dies amerikanische Volk unter sich vom ersten Stocke bis zum Dachzimmer, von Palast zu Palast, von Haus zu Haus führt, ist ohrenzerreißend. Auf der Praça do Pablo sah ich das Geländer eines Balcons mit diesen grünen Thieren ganz garnirt; die große Anzahl derselben veranlaßte mich zu fragen, ob sie feil seien: keineswegs, sie machten die stille Freude des Hausherrn aus. Unseparables, Affen aller Größen und aller Art, und die lieblichsten Schmuckvögel mit dem schönsten Gefieder, Bewohner der afrikanischen Colonien Portugals, sieht man ebenfalls überall vertheilt. Eben so reich ist Lissabon an greulichen Mohren und Mohrinnen, die eine eigene Colonie bilden, und mit dem komischen Privilegium des Ausweißens betraut sind, was ihnen die witzige Laune Höchstgestellter vor alten Zeiten verliehen haben mag.

Ebenfalls massenhaft erscheinen, leider sehr charakteristisch für das arme Land, die Laden der Antiquare. Ihre Zahl ist Legion, und doch sind alle reich versehen mit den schönsten Gegenständen alter Zeit, an denen man einen Curs portugiesischer Geschichte machen kann. Man lernt aus ihnen den einstigen Ueberfluß des Landes, die großartigen Verbindungen mit Afrika, Indien und China ermessen, und sieht mit Wehmuth den stolzen Schmuck der alten Aristokratie in die Hände der Mäkler übergehen, um

in das Hauptland der Provinz Portugal, das stolze England, zu wandern. Für mich war es ein wahrer Genuß, in diesen Bergen von chinesischen Vasen, Möbeln und reichen Stoffen zu wühlen. Ich fand mehrere herrliche Sachen, und das Meiste, im Vergleiche mit Venedig und Dresden, zu wohlfeilem Preise.

Sehr charakteristisch und durch das Terrain bedingt, sind die Equipagen Lissabon's, Sech genannt; eine kleine Kalesche auf zwei himmelhohen Rädern, mit zwei Pferden bespannt, deren eines in der Gabel geht, das andere vom Führer geritten wird; sie sehen sehr unbehülflich und halzbrecherisch aus, mögen aber für die weiten Entfernungen in der Stadt und das unebene Terrain vortheilhaft sein. Es ist noch nicht lange her, wie ich mich später selbst bei den alten Pracht-Equipagen des Hofes überzeugte, daß alle Wagen Lissabons gewisse zweideutige Löcher unter dem Sitzpolster hatten, die auf den langen Distanzen das lästige Anhalten unnütz machten; ein gemüthlicher Zug des portugiesischen Charakters, der wenigstens in den damaligen Zeiten das Wort Keinlichkeit nicht kannte.

Die reiche Welt geht in Lissabon französisch gekleidet, die Frauen der niederen Klasse tragen weiße Schnupftücher auf dem Kopfe und große schwere Radmäntel, letztere des schlechten Klima's wegen, denn in Lissabon wird es urplötzlich in dem heißesten Sommer eiskalt, und der Windzug des Tajo's geht oft scharf durch die Straßen der

Stadt. In den Tagen, die wir hier zubrachten, war uns der Sommerüberrock oft sehr erwünscht. Ich lernte überhaupt bald einsehen, daß man sich bei uns ganz falsche Begriffe von der Hauptstadt Portugals macht; man denkt sich eine an Monumenten reiche historische Stadt in der üppigsten, herrlichsten Gegend voll Farbenreiz und Pflanzenreichthum in südlicher Gluth und in dem sanftesten Klima; man denkt sich den Tajo unter azurnem Himmel an den Marmorwänden ehrwürdiger Paläste hinrauschend, auf seinen von leichten Brücken gefächelten Silberwellen Hunderte von goldenen Gondeln und Gallionen tragend, und an seinen Ufern das heitere portugiesische Volk, beim Klange der Guitarre melodische Stenzen singend. Alles das ist anders: die Stadt ist zwar groß, aber unordentlich zerstreut; häufig findet man Felder mitten in derselben; ihre Bauart ist einfach und langweilig, die Häuser tragen keine südlichen Terrassen, sondern das steile deutsche Dach. An Monumenten fehlt es fast ganz, daher die Stadt auch keinen geschichtlichen Charakter trägt. Das Land selbst entbehrt der edlen malerischen Formen; langgestreckte Hügel sind nach deutscher Art, aber ohne deutschen Fleiß bebaut. Man sieht fast gar keine Bäume und die vielen Windmühlen erinnern an Leipzig; nur die Quinta's, Landhäuser, der Reichen, die sich längs manchen Straßen scheckweise hinziehen, erinnern durch ihre Vegetation den Reisenden, daß er sich im Süden befinde. Sollte er aber bei dem Anblicke

eines Drangen- oder Oleander-Bosquets in Enthusiasmus verfallen, so fühlt ihn der rauhe Wind und der traurige wolkenbedeckte Himmel bald ab. Die Zeit der Gondeln ist für den Tajo vorüber, denn die Reichthümer Portugals sind unter der Geißel der Revolution, unter der schirmenden Hand Englands verschwunden, und das Volk, das eine große Annäherung an das Affengeschlecht hat, ist ernst und mißtrauisch; seine Sprache wird, wenn Gott dem menschlichen Ohr gnädig ist, nicht in Stanzas gebracht, denn sie ist die garstigste, mißtönendste, charakterloseste, die ich je vernommen habe; sie verhält sich zur spanischen, wie der Mops zum Windspiele, welcher Hunde-Vergleich mich daran erinnert, daß ich nirgend jene Masse herrenloser Hunde sah, von denen uns die Reisebeschreiber so viel Schauerliches erzählen.

Ich hielt mich vierzehn Tage in Lissabon auf, die ich dem Zusammenleben mit meinen Verwandten und Bekannten widmete, daher mir nur Zeit blieb, das Auffallendste, was ich in dieser Zeit erlebt und gesehen habe, im bunten Gewirre fragmentarisch aufzuzeichnen.

Den Tag nach unserer Ankunft ward Besuch bei Hofe gemacht. Eine königliche Gallione mit rothem Baldachin, die ein komisch-plumpes, reich vergoldetes Fahrzeug aus vergangenen schönen Zeiten war, holte uns ab. Sie ward von Greisen gerudert, welche bloße Füße hatten und schundige Hosen trugen, wogegen der Oberkörper in goldverbrämten

Sammt gehüllt, und der Kopf mit einer reichen Bauer-  
 kappe geschmückt war: sie erhoben sich bei jedem Ruder-  
 schlage tactmäßig vom Sitze, und brachten uns beim Ka-  
 nonendonner der portugiesischen Fregatte zum Ufer: statt,  
 wie es die Citelkeit den Fremden gegenüber gefordert hätte,  
 an den Marmorstufen der Praça do Commercio, dem  
 Triumphpunkte Lissabons, zu landen, legten wir in einem  
 schmagigen Häuerwinkel an und mußten über staubiges  
 Geröll auf toilettegefährlichem, steilem Wege in die hoch-  
 gelegene Straße feuchen, um dort erst im Schweize unieres  
 Angesichtes die Pracht-Equipage der Königin zu finden.  
 Von sechs schönen schweren Schimmeln gezogen und von  
 rothen goldverbrämten Vorreitern umschwärmt, rollten wir  
 nun gemächlich dem Terrassenplatze zu, auf dem der Palaß  
 von Necessidades liegt. Dieser ist ein kleines, aber rein  
 gehaltenes Gebäude in jenem hübschen Style erbaut, der  
 zwischen der Cinquecento- und der Perrückenzeit liegt. Von  
 seinen Balconen und Fenstern aus genießt man eine loh-  
 nende Aussicht auf einen Theil der Stadt, den breiten  
 Tajo und die Trabanda. Durch einen mit feinem rothen  
 Sande bestreuten Hof, eine Einrichtung, die mir, beiläufig  
 gesagt, sehr gefiel, kamen wir an die schöne Stiege, wo  
 etliche Mococo-Hofdiener nach altem Ceremoniel mit Stöcken  
 und Hellebarden uns empfangen. Im ersten Zimmer des  
 Hauptstockwerkes stand die Sonne des heutigen Portugals,  
 das Univerialgenie, der Deus ex machina, mit einem

Worte, der Herzog von S\*\*\*. Er ist jetzt der factische Herr, außerdem vereint er aber noch die Titel eines Ministerpräsidenten, eines Armees-Obercommandanten, eines Kriegsministers, eines Oberhofmeisters und General-Adjutanten der Königin; mit einem Worte er ist Alles in Allem. Er ist ein dicker, sternbedeckter Mann mit schneeweißem Kräuselpopfe, Schnurr- und Zwickbarte, lederbrauner portugiesischer Haut und dunkler Stahlbrille; der Königin und den jungen Prinzen gegenüber ist er der ekelhafteste Schmeichler.

Durch eine Reihe von Prachtzimmern gelangten wir endlich zur königlichen Familie; ich kann nicht ausdrücken, mit welcher Spannung ich der Herrscherin von Portugal entgegenging, denn sie war mir in jeder Hinsicht von jeher interessant; als so nahe Verwandte, als regierende Frau, als eine Frau überhaupt die ein so bewegtes Schicksal gehabt, als Mutter ihrer Familie und als äußere Erscheinung; nun stand sie vor mir in eleganter Morgentoilette, umgeben von ihrem Gemahl und ihren drei ältesten Söhnen. Maria da Gloria ist groß, hat einen gut gestellten Kopf, edle, ernste Gesichtszüge, blondes, dünnes Haar, blaue Habsburger-Augen und feine Hände; leider aber die Corpulenz einer Portugiesin in furchtbarem nie gesehenem Grade; wie sehr spricht es daher für ihre Grazie, daß sie fein und rasch in ihren Bewegungen ist, und in gut gewählter Toilette trotz ihres Umfanges anziehend, ja man kann

sagen, in manchen Augenblicken schön erscheint. Ich sah sie durch ihre Zimmerreihen wie ein Mädchen laufen, und hörte von Anderen, daß sie sehr anmuthig tanzt und sich leicht und schnell in den Wagen schwingt. In dem ersten Augenblicke, ja Tage ist die Königin verlegen, spricht kaum einige Worte, diese aber im angenehmsten Französisch. Bei näherer Bekanntschaft giebt sich die Besangenheit, die hohe Frau wird heiter und witzig, der scharfe Geist dringt durch; doch bleibt ihr immer eine große Zurückhaltung, ich möchte sagen eine Trägheit im Reden, und ein gewisses schroffes Wesen. Sie hat persönlichen Muth, von dem man sich manchen schönen Zug erzählt, es fehlt ihr aber die durchführende Energie, der nicht ermüdende Eifer; wohl mag ihre ungeheure Corpulenz der physische Grund dieser Mängel sein. Als Frau und Mutter ist sie ein seltenes Beispiel häuslicher Tugend im verderbten Portugal, und mit Freude bemerkte ich, daß sie im Anzuge, in ihrer Weise, in der Art, wie Necessidades eingerichtet ist, viel vom deutschen Charakter angenommen hat. Im Volke genießt sie einer großen Popularität, und von allen Parteien wird ihr Achtung gezollt. Daß sie sich dieselbe in den schweren Zeiten, in den furchtbaren Augenblicken, die Portugal gesehen hat, erhielt, erklärt sich wohl dadurch, daß sie eine Frau ist; eine solche findet im Unglücke Unterstützung, ihre Schwäche wird ihr verziehen, und jeder Beweis von Kraft an ihr bewundert.

Neben der umfangreichen Gemahlin sieht der hochgewachsene König etwas mager aus; unverkennbar ist in seiner äußeren Erscheinung eine große Aehnlichkeit mit Franz I. von Frankreich. Er ist erst 37 Jahre alt, sieht aber älter aus, wozu besonders die gebeugte Haltung seines Hauptes beiträgt; was seinen Geist und seinen Charakter anbelangt, so war ich zu kurz in Lissabon, um gründlich darüber urtheilen zu können; glaube aber nicht, daß er ganz auf der Höhe seines Oheims des Königs Leopold von Belgien steht. Er hält auf die ihm gebührenden Ehrenbezeugungen, die sich sogar weiter erstrecken, als bei uns der Fall ist, indem er bei einer Reise in den Provinzen vom Volke stürmisch gebeten wurde, den Segen zu ertheilen, was er auch gethan hat. Man nennt ihn: *Majesté très-fidèle*, einer der Titel, die der Papst den fünf Hauptstützen der Kirche ertheilt hat, als Gemal der Königin kommt ihm derselbe wohl kaum zu. Den Titel König erhält der Gemal einer regierenden Königin von Portugal erst bei der Geburt eines Kronprinzen. Seit der Dictatur des S\*\*\*\* ist die Lage des Königs peinlich. Leider war er gezwungen in den Tagen der Revolution das Commando der Armee abzugeben. Sehr lobenswerth ist es, daß er den deutschen einfachen Charakter in seiner Familie und den civilisirten Geschmack an seinem Hofe eingeführt hat. In *Necessidades* herrscht ein deutsches Familienleben; die Eltern beschäftigen sich mit ihren Kindern, deren Erziehung nach deutscher Art

geleitet wird; sie studiren gründlich, sprechen vortreflich fremde Sprachen, werden angehalten sich auch in ihren Unterhaltungen nützlich zu beschäftigen, wie mit interessanten naturhistorischen Sammlungen, zu denen die Colonien ein prächtiges Contingent liefern, und machen die verschiedenen Leibesübungen, die Muth und offenes Wesen geben, durch. Wie früher bemerkt, waren heute die drei ältesten Söhne gegenwärtig, und zwar jeder in seiner betreffenden Uniform, der Kronprinz als General, Don Luis als mein Kamerad im Handwerk, und Don Joao als Infanterist. Der Kronprinz hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Hause Oesterreich, so daß er mich auf den ersten Augenblick anheimelte. Er hat einen Schatz von Anlagen, der aber leider für den Augenblick nicht genügend ausgebeutet wird, denn trotz des guten Willens der Eltern scheint auf jenen durchgearbeiteten festen Charakter, dessen ein Prinz in jetziger Zeit, und hauptsächlich im schwanken Portugal so sehr bedarf, doch nicht gehörig hingewirkt zu werden. Er wird in den liberalen Ideen seines Vaters unterrichtet und von den Schmeicholeien des S\*\*\* und des Hofes nicht frei genug erhalten. Doch überhaupt, wie selten ist jene feste selbstständige Basis, auf der allein ein Regent sich gegenbringend erhalten kann, und jener scharfe durchdringende Blick, der dem Herrscher mehr als der trefflichste Rath nützt, und mit dem allein er Rath von Urrath, Gerad von Ungerad unterscheiden kann. Don Pedro thäte es Noth,

ohne portugiesischen Einfluß im Auslande zu reisen und Gutes und Schlechtes kennen zu lernen.\*)

Don Luis ist ein frischer heiterer Knabe, voll lustiger, schelmischer Streiche; er spricht viel und gut; fröhliches Wiener=Blut rollt durch seine Adern.

Don Joao ist still und ernst, im Gegensatze zu seinen Brüdern; er hat die portugiesische fahle Gesichtsfarbe, braune Haare und düstere tiefbraune Augen, keine Spur vom deutschen Elemente; er ist der stolze Braganza alter Zeit.

Ich speiste während meines Aufenthaltes in Lissabon zweimal bei Hofe. Die Tafel war trotz des sonst ärmlichen Haushaltes schön und großartig; Bedienung und Küche sind gut und elegant, nur waren für mich der Speisen all zu viel.

Vieles was der Hof von Lissabon Schönes und Grandioses hat, ist noch aus der alten Zeit der reichen Colonien, so auch ein herrlicher Tischaufsatz in massivem Silber von wahren Kunstwerthe, er stellt die Trophäen einer Jagd vor. Das Gegenstück ist ein Aufsatz für Fasten=Mahlzeiten mit allen Schätzen des Meeres; doch befindet sich dieser in Rio, da alle Reichthümer unter Bruder und Schwester in zwei Welten getheilt wurden. Als König Joao vor den

---

\*) Er that es in den kommenden Jahren, und rechtfertigte als König zum Heile Portugals meine Behauptung.

eindringenden Franzosen in Sturmeseile nach Amerika floh, wurden die Schätze, nachdem man sie aus den Palästen auf die Straßen geworfen hatte, wo Diamanten, Gold und Silber im bunten Gewirre durcheinander rollten, auf Linienschiffen nach Amerika gebracht, so daß König Johann zur Zeit der napoleonischen Geißel seine Reichthümer ruhig jenseits des Meeres genoß. Als er wieder nach Portugal zurückkehrte, halbirte er, wie ich früher gesagt, die Einrichtung seines Hofes.

Auch allerliebste Rococo-Figuren von Vermeil in verschiedenen Nationaltrachten zierten die Tafel, und auf einem großen Gestell an der Wand des Speisesaales war bis zum Plafond hinauf eine ganze Batterie der herrlichsten Silber- und Goldschüsseln vom kostbarsten Getriebe aufgerichtet. Mir gefällt dies Prunkten mit alten historischen Kunst-Schätzen, die in der Familie von Ahn zu Ahn vererbt worden sind. Sonderbar erschien es mir, daß die Königin sich vor dem Eintritte in den Eßsaal von einer Banda mit der Landeshymne anschnmettern ließ, da man sonst beim Besuche eines fremden Prinzen nicht die eigene Hymne spielen zu lassen pflegt. Dem Fremden fällt es auf, daß die Tafel von Dienstleuten bedient wird, die das rothe Kreuz des portugiesischen Ordens tragen. Bei den königlichen Tafeln lernte ich den Cardinal-Patriarchen von Lissabon, den Feldmarschall Herzog von Terceira, der Königin Oberstallmeister, eine edle und Achtung verdienende

Persönlichkeit, die verschiedenen Minister und den Herzog und die Herzogin von P\*\*\* kennen. Der Cardinal, ein würdiger und energischer Mann im Religionsfache, ist zugleich Präsident der Pairskammer; möge es ihm gegönnt sein, seinen Stand in Portugal wieder zu heben, denn jetzt ist größtentheils durch die Rauheit der Herrschenden die Religion eine Nebensache geworden. Man begegnet nie einem Geistlichen und der Hofhalt hat einen protestantischen Anstrich.

Der Herzog von P\*\*\* ist ein durch Krankheit herabgesunkener armer Mann, der noch mehr Mitleid erregt, wenn man bedenkt, daß er durch seine ungeheuern Reichthümer bestimmt war, das Leben auf die schönste und edelste Weise zu genießen. Die Herzogin wetteifert an Umfang mit der Königin Majestät und wird daher immer, wie es scheint, bei dem ersten Balla-Diner für Fremde als Equilibrium zugezogen. Kaum 24 Jahre, hat sie schon eine Tochter von fast 12 Jahren. Sie ist die Tochter eines Banquiers und mit 9 Jahren ließ der alte P\*\*\*, jener berühmte portugiesische Gesandte in England, jener mächtige Minister, jener Mann des Luxus und der Pracht, der wie Esterhazy Alt-England von sich reden machte, nachdem er sein Geld verwirthschaftet hatte, sie ihren maßlos reichen Eltern rauben; kopfüber wurde sie mit seinem fränkischen Knaben getraut und dann in eine Pension in die Schweiz geschickt. Die armen Eltern, die die vornehme

Heirath des einzigen Kindes wegen der großen Kränklichkeit des Knaben ausgeschlagen hatten, schrien Zeter, doch die Deutchen waren getraut, P\*\*\*\* ein mächtiger Mann, und das Land, in dem es geschah, Portugal! Nun schwimmt die Herzogin in Fett und Gold, und scheint die Sache christlich und praktisch aufgefaßt zu haben; sie pflegt ihren Mann mit treuer Hingebung, und in der Zeit, die ihr übrig bleibt, frent sie sich ihres hohen Titels und ihres vielen Geldes. Einen Tag hat die ganze Geschichte ungeheures Aufsehen gemacht, und die Welt war voll von diesem Raube, dann war sie vergessen.

Unter den Ministern bemerkte ich nur den des Auswärtigen, der der berühmteste Schriftsteller Portugals sein soll, und, wie ich glaube, mehr dichtet als handelt; übrigens spricht er ziemlich gut französisch. Feldmarschall Herzog von Terceira ist dagegen ein vollendeter Cavalier alter Zeiten, voll prächtiger, tüchtiger Ansichten, jedem Fremden eine angenehme und würdevolle Erscheinung.

Die alten Equipagen des portugiesischen Hofes sind ganz prachtvoll, und die Sammlung der reichen goldenen Rococo-Wagen übertrifft noch die von Wien, besonders wenn man in Anschlag bringt, daß eine Hälfte dieser reichgeschmückten Prunkwagen sich in Rio-Janeiro zum Gebrauche des Kaisers befindet; man kann sich hieraus ein Bild von der Pracht der altportugiesischen Königseinzüge machen.

Jetzt fährt der Hof à l'anglaise, und die wenigen noch übrigen Maulesel-Equipagen wurden mir zur Disposition gestellt.

Zwei Abende brachte ich mit der Königin zu; das eine Mal im großen Theater San Carlo, einem mächtigen, etwas altersschmutzigem Saale, der es aber trotz seiner großen Verhältnisse nicht wagen darf, sich mit San Carlo in Neapel zu messen. Man zeigte vor vollem Hause das überall auf dem Erdballe herumwandernde Panorama des Mississippi, während dessen Abrollung mich die lebhaften Bemerkungen der Königin über ihr ungeheures Geburtsland sehr interessirten. Die hohe Frau gedachte ihrer schönen Heimath, des heißen Brasiliens, mit Wärme und Interesse; wo man auch geboren sein mag, die Liebe zur Heimath ist immer dieselbe. Man sprach auch von Lissabon und Portugal überhaupt; bei dieser Gelegenheit bemerkte der König, daß er das Werk Sichnowsky's über dasselbe für das einzige billige hielt, während er über das, was die Gräfin Hahn-Hahn darüber sagt, sehr ungehalten zu sein schien. Die Königin nahm der Letzteren übel, daß sie sich wundernd darüber ausgesprochen hätte, einen Stickerahmen in den Zimmern der regierenden Majestät gefunden zu haben; da sie eine sehr häusliche Frau ist, erwiederte sie beißend auf die Zumuthung der Gräfin: „eine Regentin sollte sich wohl nicht mit dergleichen beschäftigen“; elle voudrait probablement, que j'écrivisse des livres.

Außer dem endlos langweiligen Mississippi wurde noch eine portugiesische Komödie aufgeführt. Eine solche in einer Sprache, die man nicht versteht, und noch dazu in der portugiesischen anzuhören, ist zuviel für ein christliches Ohr. Wer nicht portugiesisch gehört hat, der weiß nicht wie der Teufel mit seiner Großmutter spricht, denn so etwas Anaufendes, Pnaufendes, Kunzendes, Grunzendes, solch ein dickzungiges, plattgaumiges Näßeln, durch ein Zusammentragen aller gemeinen unangenehmen Laute, kann nur der Teufel in seinem Zorne erfinden. Es hat im Klange oder vielmehr im Mißklange viel Aehnliches mit dem Russischen, das aber doch dagegen noch eine schöne Sprache ist.

Der zweite Abend wurde beim Grafen F\*\*\* zugebracht, einem außerordentlich reichen Parvenu, der seine Zeit und sein Geld für Jagd und Theater ausgiebt; wo immer er auf dem Lande herumzieht, hier oder auf der Strabanda, wird auf seinen schönen Besitzthümern den Tag über gejagt und Abends in den Schlössern entweder Oper oder Schauspiel gegeben. Bei diesen theatralischen Productionen, wirkt der Graf nebst seinen zahlreichen männlichen und weiblichen Kindern mit; er macht den Buffo, die Töchter singen und die Söhne blasen im Orchester. Diese Leidenschaft des Grafen, der auch die königlichen Theater verwaltet, lichtet, wie man jagt, seine Casse allmählich; aber das heutige Fest war eines der hübschesten, das ich seit lange gesehen habe, und gab mir von der heiteren Art

wie die portugiesische vornehme Welt sich unterhält, eine ganz gute Idee.

In Bemfico, das wie die Olivuzza in Palermo eine Art Vorstadt von Landhäusern ist, besitzt der Graf eine große Quinta mit parkähnlichen Anlagen, die ich schon einmal am Tage mit meinem Freunde Almeda besucht hatte. Die Quinta wäre schön, wenn man ihr nicht zu sehr die Parvenüschafft des Besitzers ansähe; sie ist zu überladen, ohne daß ein rechter Geschmack oder eine feine Ordnung herrschte; so wächst, für einen Deutschen *horribile dictu*, Gras auf den Sandwegen. Ein breiter *Pleasure-ground* dehnt sich vom plumpen Eingangsthore zwischen hohen Laubwänden bis zum Wohngebäude. Vor dem Hause sind allerhand Blumen zum *Contredanse* aufgestellt, ein Eindruck, den mir immer regelmäßige Blumenbeete machen, und dazwischen schimmern die präciosesten Trommeln vom feinsten chinesischen Porzellan. Rechts in den englischen Gartenanlagen sind große maurisch-confuse Glashäuser, ein kleiner Teich, über den eine unnütze kostspielige Kettenbrücke führt; auch eine Menagerie ist hier, in der sich besonders ein schönes Löwenpaar auszeichnet. Als ich diesen Tummelplatz übermüthiger Launen am Tage besichtigte, war auch meine lebenswürdige Cousine Almeda gegenwärtig; doch bedeutete ihr der Gemal, daß sie sich dem Löwenkäfige nicht nahen dürfe, da die Königin der Thiere, sobald sie eine Frau sich ihrem Bereiche nähern sieht, sich aus Eifersucht

jucht wuthentbrannt gegen das Gitter wirft und den weiten Garten mit ihrem furchtbaren Gebrülle erfüllt, diese Eifersuchts-Aeußerungen aber erschüttern das Nervensystem meines Freundes auf das Unangenehmste. Gegen Herren ist die Löwin sehr galant. Ich bemerkte schon oft bei den Thieren so sonderbare Launen, daß sie darin kaum den Menschen nachstehen.

Auf der linken Seite des Gartens, im dichten Buschwerk, steht ein unansehnliches Gärtnerhaus. Als Almada seine Frau frag, ob die Hütte schon aufgesperrt sei, kam die Keiße des Protestirens an die Gemalin: sie wollte uns durchaus nicht hineinlassen, und als wir es endlich doch durchsetzten, blieb sie vor der Schwelle stehen; das Warum erklärte mir der Inhabt. Schon ein französischer Vers auf der Außenseite der Hütte kündigte an, daß man auch oft in der kleinsten Hütte glücklich sein und Schätze finden könne; die Thür öffnete sich und wir traten in ein reiches elegantes Cabinet, in dessen Mitte ein nackter Marmorbengel auf Geheimnisse deutete, die in Amors Fach schlagen; stark aufgetragene Verse Rousseau's warnten in goldenen Buchstaben vor Weibersalschheit; auf schönen Spiegeln schwebten erotische Pariser Bilder; eine gläserne Wendeltreppe von sehr verrätherischer Durchsichtigkeit führt im ersten Stocke abermals in ein herrliches Cabinet, dessen Boden, Wände und Plafond aus lauter Spiegeln zusammengesetzt sind. Ich überlasse es dem Leser, die angenehme

Ueberraschung einer harmlosen Dame bei dem Eintritte in dieses Spiegelzimmer zu beurtheilen. Aufstoßend an dieses ist ein dunkelgrünes Gemach mit 2 dicht verschleierten Bildern. Wir wollen den Schleier zugedeckt lassen und nur im Vorübereilen in einem der untern Gemächer das in Wachs bossirte, in einem zarten Atlasschuhe steckende Modell des allerliebsten Füßchens der Gräfin F\*\*\* bewundern. Mit diesem Cottage naiver Launen überraschte einst Graf F\*\*\* seine Gemalin zu ihrem Geburtstage. So sehr schon die praktische Sittenlosigkeit verwerflich ist, um so mehr ist es diese theoretische, die Dingen einen dauernden Ausdruck giebt, welche nie ausgesprochen werden sollten. Jetzt lacht die Welt darüber und findet die Sache herzig und neckisch; ich möchte aber die Leiche des Besitzers in diesen Tempel legen lassen, die Welt würde dann nicht mehr lachen.

In der Quinta des Grafen F\*\*\* ist nun auch ein delicioöses Theatergebäude mit Foyers, großen Salons, ja sogar einem eigenen Eingange und eigenen Gemächern für den Hof. Der Theatersaal ist glänzend mit Gas beleuchtet, welches in einem Gasometer im Parke erzeugt wird; er faßt ein großes Publikum und ist der einzige, welcher mir außer dem von San Carlo in Neapel wirklich vollkommen in allen seinen Details gefällt; so reich, so groß und imposant der Letztere ist, so heimlich, lieblich, duftend ist der des Grafen, es ist ein wahres Juwel und macht dem

Geschmacke des Erbauers mehr Ehre, als das früher beschriebene Cottage. Es wurden vor Hof und Adel Balfe's „Haimonstinder“ von Dilettanten sehr gut aufgeführt. Der Graf glänzte in der Buffrolle. Bei der 'zahlreichen und sehr fashionablen Gesellschaft hatte man leider Anlaß zu sehen, daß die Schönheit nicht der ganzen iberischen Halbinsel, sondern nur dem lieben Spanien anheimgefallen ist. So schön und ätherisch der blasse Teint der Spanierinnen ist, so gelb und ledern ist die Haut der Portugiesinnen. Unter der großen Menge ragten nur eine Spanierin, die Nichte des Gesandten Szabella's, und meine Cousine Almeda, eine liebliche Landsmännin, hervor.

In einem Sonntag-Nachmittag besuchte ich mit Maria da Gloria das Stiergefecht. Die jungen Prinzen finden das Schauspiel zu grausam, erscheinen daher niemals, dagegen kommen die kleinen Prinzessinnen, zwei ganz allerliebste Mädchen, mit Leidenschaft auf den Kampfplatz; doch warum nenne ich es Kampfplatz? Nur im ritterlichen Spanien ist es ein Kampf, hier dagegen ein gemeines ekelhaftes Spiel. Der Stier erscheint zum Hohne der portugiesischen Nation mit Holzkugeln an den Hörnern, man reizt und neckt ihn, und treibt mit ihm Masquerade und Mummenspiel; zwar giebt es Piccadores wie in Spanien, aber ihre raschen, schnellen Pferde, und ihre persönliche Feigheit schützen sie vor jeder Gefahr. Auch die Kämpfer mit den Mänteln und die Banderillos erscheinen,

aber es fehlt der Held des Tages, der schöne, Enthusiasmus erregende Matador, und der Stier wird, nachdem er einige Zeit recht gemein gequält worden ist, von ausgepolsterten Arena=Dienern abgefangen, und dann wieder in sein Gefängniß zurückgebracht; geschmacklose gemeine Späße für die Hefe des Volkes kommen dann noch als Zuthat; so erscheinen Mohren im Rococo=Costume, rutschen vor dem Stiere im Sande herum, und müssen sich obligat von ihm wie Hunde treten und herumbalgen lassen; andere nehmen unter einem Papiersturze in der Mitte der Arena ein Mahl ein, und die Pointe besteht darin, daß der verwundete Stier die ganze Gesellschaft über den Haufen wirft; wieder andere rollen über einen Rutschberg in kleinen Wägelchen in die Arena hinein, wo dann abermals der Stier auf das laufende Fuhrwerk eindringt; mit einem Worte, die ganze Sache ist eine Hauswursterei ohne Charakter, ohne alle Gelegenheit den Muth zu entwickeln. Das Volk lacht und brüllt auf thierisch gemeine Art, der wilde hinreißende Enthusiasmus, die gefahrliebende Freude des edlen interessanten Spaniers fehlt. Der Anblick dieser niedrigen Thier= und Menschenquälerei kann dem Volke nur gefährlich werden, indem es die Rohheit desselben nährt, während in Spanien der heiße Kampf den ganzen Mann in Anspruch nimmt. Der Stier hat seine volle Kraft, der Mann seinen starken Muth beisammen, es geht Leib an Leib, es fließt Blut, es ist Gefahr und ein unbefchreiblich erregendes

Leben in diesem Spiele; der Mensch wird nicht zum Thiere, das Thier nicht zur Sache erniedrigt. In Spanien, wo es ein ehrlicher Kampf ist, erscheint die Sitte keinen Augenblick grausam; hier aber, wo es ein gemeines Spiel gilt, wird der geringste Unfall empörend. In Sevilla sah ich manches Pferd fallen, aber keinen Menschen verletzt; hier wurden zwei Bullenfänger jämmerlich zugerichtet; sie geriethen dem Stiere zwischen die Hörner, der sie gegen die Erde drückte und ihnen zahllose Rippen- und Bauchstöße versetzte, so daß sie sich blutend und halb zermalmt aus der Arena wanden. Man versicherte mir zwar, daß ihnen ein Glas Wasser mit Arenasand auf unbegreifliche Weise aufhelfe, und sie den kommenden Sonntag wieder auf dem Platze erscheinen könnten, aber mir graute vor der ganzen Sache, während ich mich in Spanien im rauschenden Jubel befand. Einige Momente waren auch hier spannend, als nämlich ein Stier in seiner unbändigen Kraft zweimal über die hohe Planke sprang, und ein anderes Mal eine Art Aufwärter, oder besser einen herumreitenden Hanswurst mit seiner Rosinante kopfüber stürzte, so daß Reiter und Pferd einen vollkommenen, nie gesehenen Purzelbaum schoffen, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wurde oder der Kämpfer aus seinem Sattel gekommen wäre; der Hanswurst verlor nur im Treffen zur großen Belustigung des Publikums alle seine Haare, nämlich eine zierliche Perrücke. Bei diesem Abenteuer erwachte meine spanische Leidenschaft

und unter unwillkürlichen Bravo's, die vielleicht an der Seite der Königin nicht ganz glücklich waren, wünschte ich dem Thiere besseren, entschiedeneren Erfolg.

Der Königin=Gemal führte mich auch eines Tages in das berühmte Cintra, das vielgepriesene Eldorado der Portugiesen. Ein Stück Gebirg, eine Felsenpartie, etwas höher und breiter wie unsere Brühl, steigt fünf bis sechs Meilen hinter Lissabon aus dem flachen Lande pittoresk hervor und zieht sich bis an die Fluthen des Meeres.

Um und in dieser Felsenkrone liegt Cintra, ein Dorf mit zahllosen Landhäusern und einzelnen Schlössern, in deren Mitte das alte gothische Königsschloß aus Emanuel's Zeiten ruht. Es ist nicht groß, hat aber schöne Bogenfenster mit eisernen Säulen, einige kahle, und doch imposante Säle aus dem ehrwürdigen Mittelalter, und zwei riesige Rauchfänge, wahre historische Meilenzeiger. Leider besahen wir das, wie ich höre, sehr interessante Schloß nur flüchtig und widmeten die meiste Zeit der Schöpfung des jetzigen Königs, dem Schloßchen Penna und seinem weitläufigen Garten. Jeder hat sein eigenes Kind am liebsten, und so war ich genöthigt die nähere Untersuchung von Cintra, ja selbst die Fahrt nach dem riesigen Maffra, dem portugiesischen Escorial, aufzugeben. Ich mußte mich in mein Schicksal fügen, und wenigstens das bewundern, was mir zu sehen vergönnt war. Penna ist auch in seiner Art wirklich allerliebste, wenn auch etwas barock; es ist ein

ehemaliges kleines Kloster und stammt ebenfalls aus der glorreichen Zeit Emanuel's, ein Name, den man überall in Portugal nennt, und der den wenigen großen Werken dieses Landes als Stempel aufgedrückt ist. Es liegt auf hoher Felsennadel, und ist zu einem maurischen Schlosse mit Thürmen, Zinnen, Spitzen und phantastischen Terrassenbalconen, Ornamenten und Blätterwerk umgewandelt. Durch seine Höhe in die ewigen portugiesischen Nebel gehüllt, und von denselben durchfeuchtet, verfällt es schon während es noch im Baue begriffen ist, und die Bewohnbarkeit ist ihm trotz alles hydraulischen Cementes schon im vorhinein abgesprochen: es ist also nur ein niedlicher Witz und ein unnützer Besitz. Auch die Lage des Schloßchens macht es für gemächliche Menschen unbrauchbar: es nimmt die höchste Spitze der Felsenpyramide ganz ein, und nur mühsam geht man einen steilen Weg durch saftig grünes Buschwerk, zahllose Blumen und spitze Steine zu den Ringmauern hinan; wer nicht in erhabener Abgeschlossenheit in höheren Regionen rheumatifiren will, der wird sich den Wolkensitz von Penna, das wie eine verlassene Insel im Nebel liegt, nicht wählen.

Die schönsten jungen Tannenpartien begleiteten uns fast bis an die Spitze hinan: ein maurisches Thor, von Laubbäumen, Epheu und Strauchwerk umwuchert, führt in einen malerischen Vorhof, in dessen Mitte auf begrüntem Felsen ein gothisches, verwittertes Steinkreuz steht, ein

Denkmal der alten Klosterzeiten; rechts liegt das Schloßchen, links das crenelirte und bethürmte Stallgebäude, in dem ein großer Saal eingerichtet wird. Ueber dem Thorbau des Haupteinganges ließ der König ein Tragenbild, das in zahllose Nester und Verzweigungen ausläuft, aus dem Steine hauen. Seit Alters her sind die Portugiesen als besonders feine Steinmeße berühmt, und dies etwas greuliche Kunstwerk, in welchem wirklich die Vögel des Himmels nisten könnten, bestätigt diesen Ruf. Eben so künstlich geben Wände und Decken des Thorthurmes die Mörtelornamente der Alhambra in Stein wieder. Das Innere des Schlosses besteht aus lauter heimlichem, kleinlichem Winkelwerk, ist aber übrigens noch gar nicht eingerichtet. Geld und Mühe scheint nur auf das Außere verwendet zu werden, was auch ganz zweckmäßig ist, da ja Penna nur als Staffage, nie zum Gebrauche wird dienen können. Das Hübscheste in dieser Wolkenburg ist unstreitig der alte Klosterhof, um den zu ebener Erde und im ersten Stocke leichte, schön verzierte Arcaden laufen und dessen Wandsaum mit dem spanischen Azuleichos geziert ist; außerdem befindet sich noch in der Capelle ein sehr schöner Altar aus dem Cinquecento vom feinsten Marmor geschnitten.

Während wir oben in Penna waren, umhüllten uns wogende Nebel, die uns mit feinem nordischen Regen durchnäßten; sie erlaubten uns nur einen kurzen Blick in die Tiefe auf einen schönen melancholischen Weiher mit dunkel-

grünem Saume und von blendenden Schwänen durchfurcht.

Die großen Gartenanlagen in den Thälern und auf den Felsenhügeln um das Schloß herum sind, wenn auch noch sehr jung, doch glücklich ausgeführt. Große Pinusmassen mit ihrem feuchten, geheimnißvollen Dickicht und ihrem stärkenden Alpendufte versetzen den Deutschen in die frischen Gegenden der Heimath. Glückliche Felsenpartien, mit Epheu und Blumenmassen umspinnen, erfreuen das Auge und bezeugen dem Fremden die Fruchtbarkeit des südlichen Bodens und des winterlosen Klimas. Schön geführte Wege mit zahllosen Ruheplätzen und Aussichtspunkten beweisen die Liebe des Besitzers zu seiner raschen Schöpfung, und tiefdunkle Wassermassen in jaftigem Buschwerk lassen den Breitegrad Lusitaniens nicht ahnen. Besonders glücklich ist eine Felsenpartie, auf der die Reste einer alten Maurenburg stehen; während die verwitterten Wände des pittoresken Gebäudes durch Epheu gebunden und tapeziert sind, fallen wahre Cascaden von Geranium, durch die man sich völlig durcharbeiten muß, in den glühendsten Farben über die Felsen herab. Die Aussicht von diesem niederen, von Nebel nicht umwölkten Punkten ist eigenthümlich, ja großartig; auf tannigen Felsenhöhen stehend, hat man unmittelbar zu seinen Füßen das kleine frischgrüne Eden von Cintra mit seinen netten Villen und Gärten, seinen gigantischen schattigen Kastanien und den spitzen monumentalen

Rauchfängen des grauen Königsschlusses; rechtshin läuft die weite bebauete Hügellebene nach Vissabon und zum Tajo hin; links erscheint die grenzenlose Einöde, auf der das gigantische Massra liegt, wie eine Thebaïde, ein weites gelbes Feld voll Wüsten-Melancholie, an das die brausende See in unheimlich weißen Wellenmassen, vom Zwitterlichte des halb sonnigen halb grauen Tages beleuchtet, stürmisch an- lief. Es war ein großartiges, ergreifendes Bild, und ein Schiff, das auf düsterer erregter See allein im weiten Wellenkreise schwebend, ängstlich die Segel barg, vollendete den Eindruck.

Bei unserer Rückfahrt von Cintra besuchten wir die Infantin Isabella, die ehemalige Regentin von Portugal, in ihrer Quinta; sie war einst wegen ihrer Schönheit be- rühmt und ist noch jetzt für ihre 51 Jahre unglaublich wohl erhalten. Mit 25 Jahren übernahm sie, nach dem Tode ihres Vaters, die Regentschaft, welche sie zwei Jahre führte; nun pflanzt sie Orangen- und Citronenbäume und führt ein ganz zurückgezogenes Leben; sie trägt das noch reiche braune Haar à la Titus, schnupft Tabak und macht Herrenreverenzen. In Necessidades angelangt, hatte der König die Güte mir seine Privatwohnung zu zeigen; eine Reihe freundlicher heller Zimmer, mit allerhand Kunst- schätzen des Mittelalters gefüllt, die der König eifrig sam- melt, und mit vielem Geschicke nachbildet. Auch die jun- gen Prinzen haben eine sehr interessante Sammlung der

herrlichsten Papageien; afrikanische Schmuckvögel, himmelblaue, violette, feuergelb gesprenkelte, scharlachrothe Vögel, Monsignore's, Cardinale's, Vidua's mit ihren langen, kühngebogenen Schleißen, Becco-plata's, Reißvögel und Pretioja's fliegen in buntem Gewimmel und seltener Farbenpracht in einem hohen Gemache frei herum. Mir fiel das außerordentlich seltene und herrliche Exemplar eines blendend goldgelben Papagei's mit schmalem, dunkelgrünem Saume an den Flügelenden von der Größe des gewöhnlichen grünen auf, der sehr zahm und gesprächig war, mir übrigens nur eine Abnormität und keine Gattung scheint.

Auch der Garten von Neceßidades zeichnet sich durch Blumenfülle und den Reichthum tropischer Gewächse aus. Eine Terrasse vor den Fenstern der Königin ist voll der schönsten Bananen, einer saftigen, grünen, echt exotischen Pflanze, die das ganze Jahr Früchte trägt; sie schmecken etwas nach verfaulten Birnen, werden aber hochgeschätzt und erfrischender als Sorbet gefunden. Ehe wir Neceßidades verlassen, muß ich noch die Sonderbarkeit der Namen der königlichen Schlösser erklären: Neceßidades heißt Noth, Ajuda Hilfe, Penna Schmerz; sie rühren, mit dem Namen der heiligen Jungfrau verbunden, von Kirchen und Klöstern her, wie Nostra Señora de Ajuda, Mariahilf, Nostra Señora de Penna, Maria'schmerzen.

Auch einer kirchlichen Hoffeierlichkeit hatte ich Gelegenheit beizuwohnen; es war das Patronatsfest von Santissimo

Coracao de Jesus; das Hochwürdigste, das längere Zeit ausgesetzt gewesen war, wurde in feierlicher Prozession zum Tabernakel zurückgebracht, wobei ein Hochamt gehalten wurde. Die Königin erschien zwischen dem König-Gemal und dem Deus ex machina, die beide als Großordens-träger über die Uniform eine Spitzenmantille trugen, das höchst seltsame Gallazeichen der Großkreuze. Die Königin stellte sich mit ihren Begleitern unter den Thronhimmel, und wohnte stehend dem heiligen Messopfer bei. Herzog von S\*\*\*, der auch neben seinen andern Staatsstellen die eines Hofnarren inne zu haben scheint, riß der königlichen Majestät Poffen vor. Welchen Eindruck muß dies nicht sehr würdige Beispiel auf die Bevölkerung machen. Woher soll Gehorsam und Achtung vor der irdischen Majestät kommen, wenn sie sich vor der göttlichen nicht zu beugen versteht!

Die Kirche, in der die Ceremonie vorging, ist ein großes Kuppelgebäude im häßlichen plumpen Perrückenstyle, in seinem Innern durch zwei abscheuliche Altarbilder verunstaltet, die zwei fromme Infantinnen gemalt haben. Sie ist von der unglücklichen Königin Maria I., welche im Wahnsinn endete, erbaut.

Die lebenswürdigste und unstreitig auch geistreichste Erscheinung am portugiesischen Hofe ist die verwitwete Kaiserin Amalie, die zweite Gemalin Don Pedro's, eine Frau von seltenem Charakter und der freundlichsten Gemüths-

art; das herbe Schicksal hat diese Fürstin mit seinen blinden Schlägen seit ihrer frühesten Jugend verfolgt; damals lebte sie mit ihrer liebenswürdigen ausgezeichneten Tochter, einer vollkommenen Prinzessin, wie man sie selten findet, die ihr aber leider bald darauf entrissen wurde, in Bemfico, einer allerliebsten Quinte, wo ich mich der freundlichsten, verwandtschaftlichsten Aufnahme zu erfreuen hatte. In den angenehmen Stunden, die wir zusammen zubrachten, besuchten wir auch das berühmte und schöne Besitztum des früher erwähnten Herzogs von P\*\*\*, Lumiar; das Schloß selbst enthält außer einigen interessanten Bildnissen wenig Bemerkenswerthes. Wirklich herrlich aber ist der üppige, schattige Garten; die köstlichsten Pflanzen aller Zonen machen ihn zu einer stätigen Ausstellung, und auf und um die Terrassen, die sich lieblich und wohllich ans Schloß lehnen, wogt es von duftigen Blumen und reichen Schlinggewächsen. Ich brachte dort einen Sommerabend zu, der mich mit einem Hauche von tiefer Empfindung und wehmüthigem Wohlbehagen erfüllte. Die Seele verliert sich in solchen Augenblicken bang und müde im Anschauen der Natur, von unbestimmten schmerzvoll wollüstigen Ahnungen durchzogen, sie lechzt träumend nach Einsamkeit und verlangt doch, wie ein Durstender bei dem Anblicke eines weiten tiefen Sees, nach der Nähe trauer Mitmenschen; mir erschienen an diesem Abende die geheimnißvollen Schatten der saftigen grünen Laubgewölbe doppelt

reizend, das unschuldsvolle stumme Blühen der vielfarbigen Blumen doppelt lieblich; über das Menschen=Antlitz, das in solch eine Fülle hineinschaut, ergießt sich ein wehmüthiges Lächeln, dem die heißen, heißen Thränen nahe sind.

Ein großer Ball beim Marquis von B\*\*\*\*\*, der, beiläufig gesagt, ein eitler Geck ist, und den prunkvollen Aristokraten, den Seigneur aus der Rococo=Zeit ohne Verstand und Geschick spielen will, zeigte mir abermals und in der Nähe die lebenslustige Gesellschaft von Lissabon. Man sah elegante und reiche Toiletten, viel schwarzes Haar und Oliventeint, aber wenig, eigentlich gar nichts Schönes. Das Haus war außerordentlich reich, aber ohne Geschmack decorirt, ganz nach Parvenü=Art. Zwischen den schönsten alt=chinesischen Vasen standen gypsene Heben. Der Marquis ließ mir zu Ehren schon in der Straße, als ich anfuhr unsere Volkshymne spielen; kaum trat ich in den Saal, als sie das obere Orchester wiederholte; bevor der Tanz begann, erscholl sie abermals, und unten auf der Straße wurde sie die ganze Nacht bis 5 Uhr Früh fortgespielt. Dies charakterisirt schon allein den Geschmack des guten Marquis.

Von sogenannten Sehenswürdigkeiten ist, wie schon gesagt, in Lissabon wirklich sehr wenig vorhanden. Das einzig Bedeutende in Bezug auf alte Kunst ist das hieronimitaner Kloster von Belem, ein Bauwerk aus der Zeit Emanuel's, das dessen würdigen Stempel trägt. Der

König ließ es errichten, als sein großer Vasco da Gama die Entdeckung des neuen Weges um Afrika nach Ostindien machte. An dem Orte, wo die Kirche steht, stieg der große Seefahrer nach seiner Siegesreise zum ersten Male ans vaterländische Ufer. Das Aeußere des langen Klostergebäudes mit seinen spitzen Stützpfählern erinnert an die alt-englischen Schlösser aus der Zeit der Eduarde. Die Kirche, in rothgelbem Sandsteine, der besonders im Innern eine geheimnißvolle, rosenfarbene Glut ausstrahlt, ist ein Wunder von leichtem Steinschnitzwerk und von Blättern und Ornamenten, Baldachinen und Heiligenbildern zusammengesetzt. Der Styl ist jener der Zeit des Königs Emanuel, dessen Leichnam sie birgt. Aus gepaarten und einzelnen Spitzbogen, aus sich durchschneidenden gothischen Linien entsteht ein flacher Rundbogen, ein gewagtes Kunststück, das aber genial angelegt und gelungen ist, indem es die Würde und den Ernst des gothischen und die fast üppige Lieblichkeit des laubähnlichen Rundbogens in sich vereinigt. Ueber das Innere ist ein eigener Zauber gemilderten Lichtes ausgegossen, der die düstere Kälte gewöhnlicher Kirchen in wohlthuende Wärme umwandelt. Das Seitenthor ist eine wahre Welt voll religiöser Mythe und geheimnißvoller Legende. Das Juwel von Belem ist aber der lustige, märchenhaft schöne Klosterhof mit seinen Fontainen, seinen quaderumfaßten Wasserbecken, und seinem gothisch-orientalischen Kreuzgange. Die flachen Bogen nehmen sich, so

gewagt sie auch sind, hier besonders vortrefflich aus; überhaupt ist der Styl König Emanuel's, der sich auf Portugal beschränkt, meines Erachtens sehr nachahmungswerth. Die Bauten des sinnigen Königs erkennt man durch sein Emblem, den Sphärenglobus auf dem Kreuze, das nunmehr für Brasilien als kaiserliches Wappen dient. Des würdigen Thurmes von Belem habe ich schon beim Hereinfahren erwähnt, ich führe nur als einen guten architektonischen Einfall an, daß Wappenschilder im massiven Stein die Zinnen bilden. Es existirt auch ein Schloß von Belem, ein ebenerdiges Gebäude, mit einem gerade geschnittenen Garten, der mich an unsern Augarten erinnerte, mit einer blumenreichen wirklich poetischen Terrasse am Tajo und einer schönen Aussicht.

Ein anderer schon früher genannter Palaß ist der von Ajuda; das unermessliche Gebäude konnte wegen seiner Größe nie vollendet werden. Die Stockwerke ziehen sich ins Ungeheure, so daß die inneren Gemächer ganze Plätze sind; rechts und links wird die Hauptfaccade, die einzige die vollendet ist, von breiten Eckthürmen mit schweren Trophäen eingeschlossen, die dem Ganzen etwas Gigantisches, Städte Ueberragendes geben. Solche unvollendete Riesenbauten machen den Eindruck, wie wenn Einer ein kräftiges Pferd an eine hohe Hecke ansprengt. Es rast heran, entwickelt seine edlen Formen im Laufe, schnaubt mit den Nüstern und bäumt sich unter dem siegesbewußten Reiter

zum tollkühnen Satze, doch plötzlich wird es im halben Sprunge von Angst befallen und schweifeinziehend kehrt es rasch um, und wirft seinen Herrn und Meister in den Noth. Die Façade des Schlosses von Ajuda ist himmelhoch und ganz mit Marmor bedeckt; das weite, säulengelegene Vestibule erregt große Erwartungen, aber es fehlt ihm das Hintertheil, und wie sieht es im Innern aus! Ajuda ist eine symbolische Geschichte des unglücklichen Portugal, jenes Staates voll schimmernder Erinnerungen, voll fauler, verpesteter Gegenwart. Als das Erdbeben Lissabon so furchtbar durchschüttelte, spielte es dem Marquis von Pombal trefflich in die Hände, da es ihm Gelegenheit gab, den Aufbau der neuen schönen Stadt zu erzwingen; auch der alte Palast von Belem wurde umgeworfen und der allmächtige Staatsminister decretirte die Errichtung von Ajuda; dieser kühne Anlauf entsprach der Treibhaus-Regierung Portugal's, sie wollte sein Elend verdecken und dem Credit aufhelfen; da starb König Jose und Pombal hatte aufgehört der Allmächtige zu sein; Ajuda blieb stecken und steckt noch, der Credit Lusitaniens mit ihm, und die Provinz Portugal gerieth in Fäulniß, um durch die entstehende Gährung dem herrschenden Albion als Rohstoff zu nützen. Das Innere Ajuda's ist wirklich schrecken-erregend: hohe, leere, trostlose Gemächer mit polizei- und sanitätswidrigen Frescogemälden; das erste, indem sie zu Hohn und Spott Anlaß geben, das zweite, indem Frauen

in interessanten Umständen dadurch wirklich gefährdet werden können; zum Glück kommt, außer wenigen Fremden, Niemand mehr hinein. Man kann es nicht fassen, wie solche abscheuliche Gemälde, ohne Absicht böswilliger Caricatur, im heutigen Europa hergestellt werden konnten. Das *Opus coronatum* unter diesen unerhörten Malereien ist ein gigantisches Allegoriebild, das die Rückkunft des Königs Joao aus Brasilien zum Gegenstande hat. Portugal steht durch allegorische Theaterdirnen dargestellt an der Küste und wedelt dem kommenden Zuge obligat entgegen. Auf den Fluthen, unter denen man sich den weiten atlantischen Ocean denken muß, rauscht die heilbringende Majestät mit der sämmtlichen königlichen Familie, jedweder in einer Muschel von Nixen und Tritonen gezogen, heran; der König, feist und dick, wodurch er seine enge Muschel schon längst zum Kentern gebracht haben müßte, sitzt in seinem fürstlichen habit habillé so passiv und ungeheuerlich da, daß Einem angst und bange wird. König Joao hatte, wie es uns eine Menge verstaubter und auf die Seite geschobener Portraite in einem Gange von Ajuda zeigen, gräßliche Züge, die hier auf den Wogen des Oceans wirklich schauerlich hervortreten. Die hagere böse Königin Carlotta kutschirt in einer anderen Muschel einher, das Heer der Infantinnen folgt mit erstaunten Gesichtern. Wie viel interessanter wäre die Darstellung des wahren geschichtlichen Momentes statt dieser verwerflichen Allegorie gewesen, und gewiß würde der

gepuderte König auf einem reich geschmückten Linienschiffe eine bessere Basis als in einer schwankenden Muschel gefunden haben.

Die Aussicht von den Seitenthürmen des Ajuda ist weit und lohnend, nur der Vordergrund ist dürr und wüste; in demselben steht fast komisch ein einzelner Kirchturm, wie zufällig aus der Erde geschossen, zu dem weder Kirche noch Capelle gehört.

Die Kirchen Lissabons, mit Ausnahme des schon erwähnten Belems, stammen alle aus der Zeit des schlechten Geschmacks. Die meisten sind wirklich fast unausständig fahl. Das immense hochgewölbte San Vincente besucht man nur der königlichen Gruft halber; aber Welch' eine Gruft ist dies! In einem schwarz behängten Sacristei-Gemache sind die Särge wie alte abgenützte Koffer über einander aufgethürmt; mit verblaßtem, von Schaben zerfressenem Sammt bedeckt steht, wie es eben kommt, einer über dem anderen gedrängt. Durch diesen antiquarischen Wust muß man sich förmlich durchwinden, um sich einzelne der Truhen genauer zeigen zu lassen; kein Sarkophag deutet auf die Würde des Ortes. Wie viel Platz brauchten diese Gruftbewohner, als sie noch lebten; die Säle von Cintra waren ihnen zu klein, das riesige Massra mußte gebaut werden, man strebte ein Titanenwerk, wie den Palast von Ajuda, an. Der Kreis und Schweif der Höflinge brauchte Platz, um vor dem Throne zu manoeuvriren, und

nun liegen die stolzen Braganza's in einer Kammer zusammengeworfen, verlassen und verwahrlost. Nur Don Pedro ließ man etwas mehr Raum und schmückte seinen Sarg mit der Kaiserkrone. Einige Immortellenkränze und eine Lorbeerkrone bezeugen die Liebe der Zurückgebliebenen; denn eine Blume, die gespendet worden ist, wenn Leben und Macht vorüber sind, ist ein Zeichen der Liebe. Es ist in dieser unanständigen Sargkammer kein Raum mehr übrig. Die ganze Kirche ist eigentlich als Mausoleum gemeint, und die Särge sollten monumentalisch mitten in derselben unter dem großen Gewölbe angebracht werden, was unstreitig schön und großartig gewesen wäre.

Die Kirche von San Roc ist die reichste von Lissabon aber nicht die Kirche selbst, sondern eine Seitencapelle, die von Halbedelsteinen, Marmor, Pietra dura und Mosaik strotzt. Wäre das Ganze im Einklange mit dieser luxuriösen Capelle, so wäre es ein Prachtbau. Vortrefflich ausgearbeitet sind drei feine Mosaikbilder nach berühmten italienischen Meistern, die Verkündigung Mariä, die Taufe Christi und die Erscheinung des heiligen Geistes am Pfingsttage; außerdem ist kein Fleckchen an der Wand unbenützt und ungeschmückt, überall glänzt es von reichen Steinen, unter denen sich der Amethyst und Lapis lazuli besonders wohlthuend ausnehmen. Auch sehr schön und reich gearbeitet sind die drei ewigen Lampen und die beiden großen Candelaber. Lissabon ist so neidisch auf diesen Schatz, daß

ein schwerer dicker Vorhang diese Capelle für das gemeine Auge deckt, was mir eine zweckwidrige Maßregel erscheint, denn das Schöne ist da, um gesehen zu werden. So sah ich in Malta zu meinem Entsetzen den prachtvollen Fußboden der Johanniterkirche mit allen Wappen der Ritter und der reichen Ornamentik in feinsten Pietra dura durch Rohrmatten der ganzen Breite nach belegt. Eine Schonung, die dem Auge das Kunstwerk ganz entzieht, ist lächerlich. Es ist besser, daß eine Sache früher zu Grunde gehe, als daß man sie nicht genieße. Ich bin ein Feind des gar zu guten Aufbewahrens, daher ein geschworener Feind aller Glaskasten-Museen. Alles hat seine Zeit, und ist diese vorüber, so mag es zu Grunde gehen und Neuem Platz machen: wo bliebe sonst Streben und Regsamkeit?

Lissabon besitzt zwei Arsenale, das Land- und das See-Arsenal. Das See-Arsenal ist neben der Praça do Commercio und das Bemerkenswertheste darin ist ein prächtiger Trockendock, um den ich es für unser Oesterreich beneide. Die Räume des Arsenal's sind viel zu groß für die abgestorbene Marine Portugals, und daher leer; mitten im nunmehr interesselosen Arsenal ist ein Pavillon mit einem Salon errichtet, von welchem aus die Königin in den seltenen Fällen, daß ein Schiff von Stapel gelassen wird, zusieht. Was würde Vasco da Gama sagen, wenn er die Marine Portugals im aufgeklärten und industriellen Jahrhundert sähe. Bei wirklich großen Flotten legt man

feinen so übermäßigen Werth darauf, wenn ein unbedeutendes Schiff in die See kommt, und wo die Marine im schlechten Zustande ist, trägt man bei solchen Gelegenheiten nur seine Armuth zur Schau.

Im Land-Arsenale sind sehr schöne vergoldete Zimmer aber elende Waffen, und gar nichts Altes und Interessantes, so daß es sich keineswegs der Mühe lohnt, es zu besuchen.

Die Corderia ist höchst interessant durch zwei der unermesslichsten Hallen, die ich je gesehen, in denen die Bahnen neben einander laufen. Die einzelne Seilerbahn von Venedig, die so viel Ruf hat, ist nichts dagegen. Wir wanderten getrennt an die beiden Enden und schwanden zu kaum bemerkbaren Punkten zusammen. Es hat mich in Lissabon nichts so frappirt. Für Feste wären solche Riesenträumlichkeiten prächtig, für den Zweck ihrer Bestimmung hat man nun viel bessere, wenig Platz einnehmende Locale.

Ein Gebäude, welches Niemand unterlassen sollte zu besuchen, ist die Mauth; sie füllt auf der Praça do Commercio den einen Flügel, schon der Hof ist reizend, ein weiter sonniger Platz, in dessen Mitte schöne Pfefferbäume ein großes Bassin mit Schatten umgeben. In den langen ühlen Räumen der endlosen Magazine sieht man auf anregende Weise die Schätze anderer Welttheile in Massen aufgespeichert, üppig, reich in ihrer rohen Einfachheit, ein Bild des Colonialhandels, wie ich es zum ersten Male

auf so anschauliche Art gesehen habe: da lagen die unzählbaren Packete der feinen Theepflanze aus China: die scharf riechenden Tabackballen der amerikantischen Plantagen: die vielen köstlichen Färbestoffe der langsam unter der Art der Ansiedler sich lichternden Urwälder: die durch die gold- und sanddurchstaubten Karawanen an die Westküsten Afrika's gebrachten und nur nach Centnern gewogenen Riesenähne der Elephanten; die am Ganges durch den scharfen Pfeil des bronzefarbenen Malaien mühevoll erlangten Rhinoceroshörner und die unzähligen urwüchsigem Stoffe, aus denen der verfeinerte Europäer im Tacte der Dampfmaschinen seinen Luxus und seine zahllosen Lebensbedürfnisse in ängstlicher Hast zieht und preßt. So einfach alle diese Rohstoffe sind, so haben sie doch einen eigenthümlich poetischen Reiz, und bei ihrem Anblicke erinnert man sich der alten Länderkunde, wie der Geschichte mit ihren Sagen und Märchen. Die Mauth ist ein Fingerzeig, was dies kleine Land in seiner Kraft einst gewesen sein muß. Jetzt scheint der Handel wie das ganze Land gänzlich in die Hände Englands übergegangen zu sein. Im Börienjaal, der neben der Mauth ist, sah ich wenigstens verdammt viel Angelsachsen, und englisch schien auch die dominirende Sprache. Sogar seinen altherkömmlichen Armee-Overcommandanten mußte Portugal zu Ehren Englands abschaffen: bis jetzt war nämlich der heilige Michael Commandant en chef der sämmtlichen portugiesischen Streitmacht.

und rückte beim feierlichen corpus Domini in der Person einer großen Holzfigur aus, um das persönliche Commando und die Leitung der Maneuver zu übernehmen. Als exclusiv portugiesisch ist er aber jetzt persona ingrata und der heilige Georg als old english gentleman de prédilection wurde zum Armees-Obercommandanten ernannt, als welcher er auch einige Tage vor meiner Ankunft beim Frohnleichnamsfeste fungirte.

Dem Fremden wird auch als eine große Merkwürdigkeit der Kirchhof, eine Nachahmung des père la Chaise gezeigt. In Lissabon haben die Neuerungsideoen den Hochgestellten, mit Ausnahme der königlichen Familie, verboten, sich in den Kirchengrüften bestatten zu lassen, und nun muß Creti und Pleti auf den Kirchhof hinaus, wodurch die Ostentation und der Rangunterschied für das christliche Auge viel auffallender und verletzender wird; denn auf demselben Platze, wo der Arme wie ein Hund verscharrt wird, errichtet sich der Reiche einen prachtvollen, üppigen, widrig heidnischen Göztempel. Ich hasse diese noblen Kirchhöfe, die mir wie eine gekünstelt geistlose Theaterdecoration vorkommen, mit ihren hundert Monumenten, ohne Einklang, die den Eindruck stören, ja aufheben. Wenn ein Friedhof nicht von einem poetischen Gedanken durchweht ist, so ist es ein abscheulich Ding darum, und anstatt Andacht und Erhebung, fühlt man nur Ekel. Solche Plätze sollten weder Kirch- noch Friedhöfe heißen, denn es fehlt die Weihe

der Kirche und jede Spur von Frieden. Passendere Namen wären: Stapelplatz für Heine und Compagnie, oder Todesarena, Leichencorso oder Boulevard des morts. Muster bleiben die Friedhöfe der Alten, der herrliche Campo santo von Pisa und die unvergleichlichen Begräbnißplätze der Türkei, wo jeder, arm oder reich, ein gleiches Grab unter rauschenden Cypressen und Platanen findet, in deren Nesten Hunderte von Turteltauben ihre Klagen hören lassen, und unter deren Schatten die Nachgebliebenen sich sanfter Trauer hingeben können. Auf Lissabons Boulevard des morts haben auch die P\*\*\* durch ihren maßlosen Reichthum den Vorrang und besitzen dort einen Tempel für ihren fürstlichen Moder.

Ein Tages, als sich Nebel und Wolken hoben, die Sonne südlich brannte und mit Schein und Wärme dem Tajo und seinen Ufern Zauber verlieh, durchschnitten wir mit einem kleinen lebhaften Dampfer den breiten Strom, um der Strabanda einen Besuch abzustatten. Wir hielten in einem kleinen Orte der Stadt gegenüber, nahmen uns dort Esel und schwärmten dann in der ungeordneten Gegend herum, die ich so nenne, weil sie halb wild, halb bebaut, halb civilisirt, halb urwüchsig, hügelig und eben, schön und garstig ist, wie es eben kommt. Wir hatten keinen Plan und kein Ziel, und ritten daher nur in den Hohlwegen zwischen dichten Sempervivens-Gebüschchen, zwischen Feldern und durch Dörfer hin und her. Wir waren den Tag recht

ausgelassen und übten uns unter tollem Gelächter in englischen Reiter-Kunststücken. Man voltigirte im Galopp, machte graziöse mimische Darstellungen auf dem Sattel stehend, stand auf zwei Thieren zu gleicher Zeit, fiel herunter und kugelte sich im Staube; man denke sich alles dies mit dem edlen Langohr ausgeführt. Wir benützten unser englisches Aussehen, um uns unter dieser Firma derlei Tollheiten auf lusitanischem Boden zu erlauben. Bei dem Frühstück unter duftigen Pinienbäumen wäre es uns aber bald trotz unserer Albionität übel ergangen; wir schienen uns auf keineswegs neutralem Boden niedergelassen zu haben, denn kaum ruhten wir im Grünen, als eine fluchende Megäre, die durch keinerlei Friedenszeichen zu beschwichtigen war, erschien, wie ein losgelassener Drache geiferte und wüthete, und uns drohte, soviel wir verstanden, das Landvolk mit Prügeln gegen unsere harmlose Position aufzuheizen. Die Lage war kritisch, denn wir waren unser Wenige gegen die Bevölkerung eines Landstriches und obendrein war nicht Einer der portugiesischen Thürangelktöne kundig. Auch trug keiner von uns Waffen, ja nicht einmal einen geeigneten Stock; es blieb uns daher nichts übrig, als wirklich die Politik Alt-Englands anzuwenden, die der kalten imponirenden Zähigkeit, des diplomatischen Taubseins. Wie die Götterbilder von Memphis saßen wir da, und an unserer granitnen Ruhe sank die lusitanische Wuth und Ungunst in ihr Nichts zurück; wir beendigten gemüthlich unser Lunch,

bestiegen wieder unsere etwas strapazirten Thiere und verließen im kalten Triumph den Schauplatz der erregten Leidenschaft. Vom Telegraphen, der auf dem hohen Ufer der Strabanda steht, genießt man eine schöne panoramaartige Aussicht auf die weite lange, man kann sagen endlose Hauptstadt; die blanken Häuser schimmern von der silbernen Fluth bis zur grünen Hügelfette hinauf, die hell erleuchteten Kuppeln zeichnen sich auf dem Firmamente; was aber dem Bilde seinen Reiz giebt, ist, daß die weite Stadt mit der Beste von Belem zur Linken aus dem Nebel der See auftaucht und sich zur Rechten in einem weiten Bogen des Tajo verliert, der so breit ist, daß er sich gleich dem Meere mit dem Horizonte vereinigt; die Phantasie aber sieht alles Grenzenlose doppelt groß. Die Schiffe auf dem Tajo erheitern und beleben das Ganze, und Lissabon macht von hier einen günstigen, ja man kann sagen großartigen Eindruck. Die Mängel verschwinden, und das Einzelne vereinigt sich zu großen Formen. Bei frischer wohlthuender Brise, die den Tajo leicht bewegte, dampften wir zur Stadt zurück und landeten an den blendenden Stufen der Praça do Commercio, wohl dem schönsten, stolzesten Landungsplatze auf dem weiten Erdenrunde.

Ein Weltwunder Lissabons ist jener gigantische Aquäduct, der unter Josés Regierung zum Wohle der Stadt erbaut wurde, und der Alles, was die Römer in diesem Fache geschaffen haben, weit hinter sich läßt. Er führt aus

den fernen Gebirgen das klare Wasser in ein tiefes kühles Becken, das von riesigen Quadern am Beginne der Stadt erbaut ist. Von hier vertheilt es sich in verschiedene kleinere Reservoirs und Brunnen im Innern der Stadt; ein breiter gewölbter Gang mit doppelter Rinne, in dessen einsamer Kühle man spazieren gehen kann, trägt die Leitung stundenlang; überall sind Fenster und Thüren angebracht und Alles ist mit wahrhaft praktischem Sinn verschwenderisch ausgestattet. Ist die Leitung durch ihre Breite und Länge schon kolossal, so wird sie im Thale Bemfico, wo sie das Wasser von Höhe zu Höhe über eine bedeutende Tiefe zu bringen hat, wirklich kühn und heroisch. Man thürmte Block auf Block, fügte die Steine mit Titanenhand und spannte Spitzbögen, die Kirchthürme überwölben würden, und auf denen die Menschen nur wie Punkte erscheinen, durch die man aber ganze Gegenden wie einzelne Bilder in gothischen Rahmen erblickt. Auch hier führt der gewölbte Quadergang über die Riesenbrücke und rechts und links findet sich noch Platz für Wege, die durch schwere Ballustraden geschützt sind. Steht man auf diesen Stein-Arcaden, so begreift man, daß dieser Weg vor dem gewöhnlichen Publikum der Selbstmorde halber gesperrt ist, denn könnte ein Selbstmord je interessant sein, so müßte er es durch den Sturz von diesem hohen Baue herab in das grüne Thal werden. Ich ergözte und enthußiasmirte mich an diesem Werke, wie an Allem, worin der Mensch durch bleibende Denkmale dar-

thut, daß er der Herr der Erde ist und durchsetzen kann, was er will.

Trotz dieses herrlichen Aquäducts kauft der größte Theil Lissabons sein Wasser um eitel Geld. Eine eigene Klasse von Wasserträgern, die hierzu privilegirten Galicianer, haben ihr Vaterland verlassen, um das Trinkwasser in kleinen Fässern in der Stadt feil zu bieten. Die indolenten Portugiesen sind zu faul zu diesem Geschäfte. Um ihre Waaren an den Mann zu bringen, geben die Galicianer einen eigenthümlichen widrigen Laut von sich, den sie weit hin gellen lassen; sie machen aus *agua: aú*, und dieses Wort schallt, halb gequiekt, halb geschrien, wie ein Räubersignal durch die weiten Straßen. Daß die Portugiesen anderen Getränken holder sind als dem Wasser, zeigt die immer wiederkehrende Aufschrift *agua ardente*. Dieses flammende Zeichen entnervenden Sinnenrausches findet sich leider überall, wohin der Blick fällt, so auch das unschuldigere charakteristische *B. P. V.*, ein Mene Theskel Upharjin, dessen Räthselzüge dem verwunderten Reisenden bald als die Anfangsbuchstaben vom lockenden *buon pan vin* erklärt werden.

Eigenthümlich ist auch noch die Liebe der Portugiesen zum Thee, dessen sonderbare Benennung „*cha*“ man ebenfalls sehr häufig aufgeschrieben findet, wie bei uns Kaffee. Die thierische Freßlust der gemeinen Neapolitaner findet man hier, Gott sei Dank, nicht; der Portugiese ist, bis auf

die Leidenschaft für den Schmutz auf der Straße, anständig, überhaupt hat Lissabon, trotz einzelner südlichen Erscheinungen, mehr den gesitteten Anstrich mitteleuropäischen Lebens; wie die Häuser sich mit ihren hohen Dächern dem germanischen Charakter nähern, so ist auch die Bewegung in den Straßen ruhig und anständig; man begegnet eleganten Equipagen, sieht die fashionable Welt im gesuchten Pariser Anzug in den schönen Boutiquen mit marmorenen Einfassungen und großen Spiegelfenstern, shopping, sieht das Volk leider auch schon in französischer Tracht ruhig seinen Beschäftigungen nachgehen, gewahrt zwar an den Quaderquais des reich beschifften Tajo's das rege Leben der Seestadt, bemerkt aber doch nirgendwo die sonstige Putz- und Flittersucht, die thatlose Beweglichkeit, das ermüdend komödienthastige Treiben vieler anderer südlichen Städte; man meint fast, schon etwas von der aufgedrungenen englischen Erziehung oder von der Trauer um die verlorene Eigenthümlichkeit zu spüren; es ist fast zu ruhig in Lissabon für eine so große Stadt in der goldenen Halbinsel; vielleicht sind daran die feuchten Nebel oder der plötzlich eintretende kalte Luftzug und die dadurch bedingte schwere Kleidung, wozu die oben erwähnten Radmäntel der Bürgerfrauen gehören, schuld. Jedes Land und jedes Volk hat seine Zeit, und die Zeit Lusitaniens ist vorüber; schmerzt es auch, den patriotischen Glanz eines Volkes erlöschen zu sehen, so bleibt doch die Erinnerung daran; vor dem Schick-

sale beugten sich ja selbst die Götter. Portugal war eine herrliche wuchernde Pflanze der Tropen, schnell emporgewachsen, üppig in seiner Blüthe, strotzend von reichem Saft, aber kurz in ihrer Dauer; es war eine jener Schlingpflanzen, die sich aus kleinem Samen an die Stämme lehnen, sich mit ihnen ausbreiten und von ihnen Lebenskraft einsaugen; die blühen, Früchte tragen, aber dann in den zu weit gespannten Armen ihrer Stützen ersterben. Die Colonien waren die Macht Portugals: so lange es dieselben ausaugen konnte, war es üppig und reich, nun ist die Lebenszeit der Liane vorbei, die weithin greifenden Zweige sind im heißen Winde verdorrt, und nur an dem spärlichen Schaft der Pflanze hängen noch einzelne matte Blätter. Lissabon macht auf den Fremden, der nicht bloß auf der Oberfläche bleibt, einen unheimlichen Eindruck; der Verfall ist zu augenscheinlich, die Unwissenheit und Bestechlichkeit der politischen Figuranten zu bemerkbar, man sieht zu deutlich, wie alle Hilfsquellen versiegt sind und keine neuen geschaffen werden, wie das Land nur fortbesteht, weil man einmal gewohnt ist, den Namen Portugal seit Jahrhunderten auf der Karte zu lesen. Ich personificirte mir das Land und seine Bewohner wie einen sterbenden Wassersüchtigen, was früher Fleisch und Fett war, ist jetzt nur lymphatische todtbringende Substanz: wo aber schon Fäulniß eingetreten ist, flieht das Leben, und die Ratten verlassen das Haus vor seinem Einsturze.

Bei einem herrlichen Sonnenuntergang, der den Horizont mit Gold und Purpur malte, verließ ich, von frischer Meeresbrise umfächelt, wehmüthig gestimmt, Vissabon und seinen Tajo. Der Cours ging gegen Cadix, wohin uns der rasche Dampfer bald führte, wo ich, wie im vorigen Jahre, frohe glückliche Tage zubrachte, und unsern alten 86jährigen Consul frisch und heiter wiederfand. Von hier eilte ich durch verrufene Räubergegenden im kleinen Betturin zum zweiten Male nach meinem lieben Sevilla, um dort wieder mit ganzem Herzen inne zu werden, wie herrlich Spanien, wie unbeschreiblich schön sein glühendes Andalusien sei; das waren Tage, in denen die Phantasie Nahrung auf lange sammelte, und in denen ich in jenem Glücke schwelgte, das uns nur auf Reisen beschieden wird, und ganz besonders beim unverhofften zweiten Besuche an einem theuer gewordenen Ort, wo man alles doppelt genießt, was man das erste Mal schätzen lernte, und die kostbare Zeit nicht mehr auf Gegenstände vergeudet, die des Betrachtens nicht werth sind.

Unvergeßlich wird mir ein Abend bleiben, den ich in dem von mir so innig geliebten feenhaften Alcazar allein mit einem Freunde zubrachte. Der Mond stand voll im tiefen Blau, durch das die Sterne wie Demanten blitzten; himmlisch, ruhig und klar, friedlich, ungestört war die heilige Nacht; doppelt zart und fein zeichneten sich die Arcaden und Säulenreihen im vollen ernstern Mondeslichte,

das sich schimmernd in die Marmorhöfe ergoß, und elfenartig die Fontainen hinantanzte; schauerfüße Ruhe herrschte in den weiten offenen Sälen des maurischen Königssitzes, klar und doch zauberhaft umschleiert glitt der Blick aus dem stillen, öden Prunkgemach über die schlafende Stadt zum strahlenumspönnenen altehrwürdigen Dome; auf den Teichen und Terrassen lag das stumme Siegel der andalusischen Nacht, still dufteten die Rosen, leise flüsterte es in den Orangen, und aus den Kelchen des elfenbeinernen Jasmins drang der schweigsame Gruß berausenden Duftes. Wie Hunderte von schelmischen Feen hüpfen die Wasserstrahlen längs den Rabatten im schimmernden Reigen empor, um sich rasch wieder in die bethauten Blüthen zu tauchen, und gleich darauf wieder im Mondschein empor zu blitzen, als buhsten sie im munteren Scherze in ihren silbernen Gewändern mit den duftigen Strahlenregen Luna's.

Shakespeare hat den Sommernachtstraum geträumt, Mendelssohn ihn klingen und singen gehört, ich habe ihn gesehen!

---



VII. Madeira.

~~~~~  
1852.



Den 4. Juli 1852.

Ungern verließen wir das schöne meeresstiegene Cadix. Wir hatten dajelbst eine heitere Zeit verlebt: am St. Peter- und Pauls-Tage einem der von mir mit Enthusiasmus geliebten Stiergefächte in der weiten, mit schönen reizenden Frauen gefüllten Arena beigewohnt; auf der Alameda, dem lustigen Salon de Christina, die große Promenade mitgemacht, wo der bewundernswürdigen Frauen und Mädchen mit schwarzen funkelnden Augen, kleinen Füßchen, dem Schleier, der Rose und dem Fächer so viele waren, daß man im strengsten Sinne des Wortes den Wald vor Bäumen nicht sah, und berauscht, ja im Herzen verjengt, seiner Bewunderung keine Worte zu geben mußte; wir waren noch voll Erinnerungen an das poetische Sevilla, meiner liebsten Stadt in Spanien, die ich schon das zweite Mal besucht hatte — und nun sollten wir mit dem langweiligen schmutzigen Dampfschiffe den Ocean befahren, um einer kleinen,

bei uns wenig genannten Insel Willen. Aber es mußte gehorcht werden, und mit schwerem Herzen, noch trunken von Spaniens Reizen, noch voll von Spanien-weh lichteten wir am 30. Juni den Anker und dampften unmuthig in den Ocean hinein. Vier Tage und vier Nächte rollten wir auf den Wogen des atlantischen Meeres herum, von Dampf, Hitze und Kohlenstaub dem Spleen verfallen; endlich am 4. Juli, als ich bei Tagesanbruch auf das Verdeck trat, war ein Zauber vollbracht worden; vor mir lag im herrlichsten goldenen Scheine der tropischen Sonne auf dem Blau der schimmernden Fluthen von duftiger reiner Luft umflossen, ein mächtiges Eiland mit dunkelviolett gefärbten Basalthöhen und reich an saftigem frischen Lenzesgrün, ein Bild von ergreifender Wirkung, das die gehobene Seele mit Jauchzen erfüllte; es war eine himmlische Reinheit in dem Gemälde, und doch war es von Düften gesättigt; das Licht war übernatürlich klar, als sähe die Seele durch vergeistigte Augen hinein; die Luft durchströmte mit Wonnen befreiten Busen, man ahnte die Nähe eines Paradieses, einer neuen Welt. Der Deutsche und der Franzose haben jeder ein Wort in ihrer Sprache, das für Madeira wie geschaffen ist: Schmelz und Glanz; man fühlt die volle Bedeutung dieser Worte erst wenn man in der Rhede von Funchal, der Hauptstadt der Insel, vor Anker liegt; bis zu den kühnen stolzen Basaltfelsen hinauf ist Alles maigrün und in dieses Grün sind Häuser und zahllose, von Blumen

umwucherte Villen wie Perlen lieblich eingestreut; bis zu der bedeutenden Höhe, auf der die Kirche zu Nostra Signora da monte thront, lachen uns die freundlichen Landhäuser aus heimathlichen Eichen oder aus saftigen italienischen Kastanien entgegen, während das perlende schäumende Ufer mit phantastischen Felsen und Rampen von malerisch gefärbtem Gestein, mit den herrlichsten Oleandern, Geranien und tausend unbekanntem blühenden Gesträuchen, sowie mit der breitblättrigen Banane und der schlanken architektonischen Palme bedeckt ist. Die kleine aber nette Stadt wird von einem Fort beherrscht, ein zweites am rechten Flügel des arena-artigen Gemäldes krönt einen schwarzen Basaltfelsen, der sich aus dem Meere erhebt; von hier aus, wo wir mit unserem Boote landeten, wurden wir plötzlich in dies Blüthenparadies versetzt, das uns von allen Seiten mit den Wonne der Natur entgegenlachte. Ich bin ziemlich in der Welt herumgekommen, habe aber nie etwas Aehnliches gefunden; ich brach die Alpenrose auf den glühenden Gletschern, jagte durch Smyrna's Cypressenhaine auf kühnem Araber, pflückte mir den blühenden Oleander an Lepanto's blauschäumendem Golfe, wiegte mich auf den Azurquellen der Grotte von Capri, raubte die Rose aus Alhambras Zauberärten; hier aber fand ich alle diese Schätze der Natur vereinigt, und dabei noch etwas, mir Unerklärliches, was eben Madeira für mich zum irdischen Paradiese macht: mag's die reine

krystallene Luft sein, in der das Athmen ein Einschlürfen der Wonne ist, oder die tausendfältige Zauberfülle der Blumen, ihr alles durchdringender Duft bei der immer dauernden Venzesfrische, die selbst im Juli unsern Mai übertrifft, oder mag es das ewiggleiche Klima sein, welches Tag und Nacht immer frisch und belebend, immer mild und schmeichelnd ist, ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß ich hier doppelt so fröhlich lebte und im ewigen Entzücken schwelgte, und es für ein paradiesisches, friedliches Glück halten würde hier einen Landsitz zu besitzen. Die Vegetation der ganzen neuen Welt ist in Madeira üppig vertreten; des Nordens frischer Eichenwald, sein buschiges Farrenkraut, sein wohlriechendes Zelängerjelieber; Italiens Kastanien und Drangen, China's prunkende Camelien, Arabiens Kaffee, den ersten den ich in Massen einernten sah, Amerika's köstliche Ananas, ebenfalls die ersten, die ich unter freiem Himmel erblickte, seine immer fruchtbeladenen Bananen, hundert andere seltsame, glühende und blühende Pflanzen, die man bei uns nur in den Glashäusern der Paläste im verkümmerten Zustande anstaunt, sind hier heimisch, und dazu noch köstlicher Weinbau. Und deßwegen behaupte ich, daß unser Herrgott, als er sah wie die Menschen sich bemühten in Gärten, die sie botanische nannten, die Vegetation des Erdbodens zu vereinen, Madeira erfand, um die Welt, die 'in sein Handwerk pflücken wollte, zu zeigen, daß der alte Schöpfer es besser verstünde

als sie; und seitdem ist Madeira unseres Herrgotts botanischer Garten, dem fürwahr keiner gleichkommt.

Unser erster Besuch galt dem österreichischen Consul, Herrn von Bianchi, dem Vetter des Feldzeugmeisters Bianchi Duca di Casalanza, einem liebenswürdigen Greise, der an der Seite einer trefflichen Gattin, umringt von einem Kreise erwachsener blühender Kinder, das idealische Leben eines Patriarchen führt. In seinem Garten, der unmittelbar auf der Basaltwand wie eine Terrasse ruht, liegen seine zwei Willen wie in einem großen Blumenkorbe halbbegeben. Oleander, Kaffee, Palmen, Orangen, Bananen, Reben, Rosen, Nelken, balsamisch duftende Schlingpflanzen und was es sonst noch Farben- und Duftreiches giebt, schließt sich im poetischen Gewirre, von langen Lauben durchschnitten, an die freundlichen Häuser und ihre lustigen Terrassen. Aus dieser tropischen berausenden Vegetation winkte uns stolz und ruhig das weiß und rothe Banner den Willkomm zu. Das kleinere Häuschen, von blendender Weiße und Reinlichkeit, einfach aber behaglich, wie es sich für einen wohlhabenden Kaufmann ziemt, war für unsern Gebrauch bereitet, und ein Frühstück mit tropischen, zum Theil für mich neuen Leckerbissen harrte unser. Doch eilten wir nach der Stadt, um noch eine Messe für den heutigen Sonntag zu finden. Das niedliche, reinliche Funchal hat einstöckige Häuser, voll grüner Balousien und Balcone; es erinnert theils an einen Badeort, theils an die Städte des südlichen

Amerika, und macht den einfachen und freundlichen Eindruck einer nüchternen stillen Gesellschaft, die sich im jungen Maiengraße vergnügt. Es hat unleugbar etwas vom Typus englischer Colonien angenommen, besonders in Bezug auf Reinlichkeit und Comfort. Auch wimmelt in Funchal alles von Britten, namentlich in der Winterzeit, um ihre angegriffenen Lungenflügel im mildern Klima zu stärken. Durch die stille Lebensweise der Kranken nimmt die Stadt einen ruhigen, friedlichen Charakter an. Die gesunden Engländer aber wollen aus Madeira eine reiche Quelle für ihren Beutel eröffnen; und wer würde es nicht wünschen, dies Land, das ohnedies, wie Lucca von Italien, der pleasure ground der Erdkugel ist, unter dem weisen Scepter Englands, das die jonischen Inseln zum Paradiese umgeschaffen hat, in allen Richtungen gefördert zu sehen, während es unter der über alle Maßen schlechten portugiesischen Administration trotz seines Naturreichthums gar nichts einträgt und zum passiven Object geworden ist. Die Eigenthümlichkeiten Madeira's betrachtend, muß ich einer Nebensache den ersten Platz unter meinen Bemerkungen einräumen, nämlich der Kopfbedeckung, weil sie das Auffallendste ist, was ich je im Bekleidungsfache gesehen habe: es sind Kappen, groß wie das Innere der Hand, scharlachroth von innen, dunkelblau von außen, die in eine lange feine Spitze wie ein Blitzableiter auslaufen und wie ein umgekehrter Trichter auf der Mitte der Hirnschale sitzen,

als eine Ausgeburt südlicher Carnevalsphantasie, nicht aber als Volksbekleidung kann man sie gelten lassen; besonders zweckwidrig sind sie in einem Lande, wo die Sonne solche Kraft hat. Alt und Jung erscheint mit dem blauen, schuhlangen Tuchhorne auf dem Haupte, gehend und laufend, bei Sonnenschein und Regen, und der Neuling wundert sich nur, daß sich die Leute nicht gegenseitig ins Gesicht lachen. Nie verliert eines dieser Käppchen sein Gleichgewicht, die Bauern tragen es fortwährend bei der Arbeit; es scheint den Madeireiern wie angeboren und giebt ihnen einen chinesischen Anstrich, der durch ihre breiten, gelben, häßlichen Gesichter noch vervollständigt wird. Das Volk behauptet, die kühne Spitze concentrirte die Sonnenstrahlen und mache sie nach dem Systeme des Blitzableiters unschädlich. Warum müssen die Madeireier so häßlich sein? In solcher Natur sind diese breiten Mulattengesichter wahrhaft störend; wie anders wäre es gewesen, wenn die Spanier hier heimisch. Eine andere Merkwürdigkeit der Insel sind die Beförderungsmittel, sie bestehen in exotischen Palankins, in Hängematten und Schlitten. Ich werde später Gelegenheit haben, auf dieselben zurückzukommen, und sie in ihrer von mir selbst erprobten Anwendung darstellen. Die beste Beförderungsart dieses Berglandes sind jedoch die englischen Miethpferde, die meist so sicher als ausdauernd sind. Wir benützten sie nach geendigter Messe, um mit den Söhnen des liebenswürdigen Consuls eine Excursion in das Gebirge

zu machen. Zwischen freundlichen Gartenmauern mit überhängenden Weintrauben und Blumen gelangten wir bald auf ziemlich steilem, von munterem, frischem Wasser gesäumtem Wege eine bedeutende Höhe hinan, in einen dunkeln kühlen Eichenwald, durch den eine romantische, reich umwachsene Cascade rauscht, wo sich in der Nähe der Kirche der Nostra Sennora de monte die Villa einer Mistreß Gordon befindet. Von großen schattigen Eichen und einem schönen Garten umgeben liegt das freundliche ebenerdige Haus 800 Fuß über dem Meere und athmet einen kühlen stillen Frieden nordischer Art, wie denn überhaupt Vegetation und Klima je nach dem Höhengrade wechseln, ohne irgendwo durch Kälte und übermäßige Hitze zu belästigen. Man könnte sich in diesem frischen Eichenhaine in England glauben; aber ein noch im Juli blühender Camellienbaum, ein wirklicher Baum mit dickem Stamme und üppiger Krone, zeigt uns, daß dies England ein tropisches ist. Das Haus aber, in welchem uns die freundliche Mistreß Gordon mit ihrem Sohne, ihrer hübschen Tochter und sehr hübschen Nichte empfing, ist ganz mit dem Comfort und der kostspieligen Einfachheit eingerichtet, die dieser praktischen Nation vor Allem eigen ist; es muß ein ganz liebliches seelenberuhigendes Retiro sein, das Mistreß Gordon nun schon mehr als zwanzig Jahre im stillen Glücke bewohnen würde, wenn sie ihren Gatten hier nicht verloren hätte. Sie kam eines Brustleidens halber mit demselben

hierher. Mr. Gordon gründete die anmuthige Villa, pflanzte zuerst in diesem Lande die Eiche, die so vortrefflich gediehn ist, in seinem lieblichen Parke, den seine Familie nicht mehr verlassen hat. Er war, wie fast alle Mitglieder seiner Nation, die wir auf Wanderungen begegnen, ein Original, und den Gegenstand seiner stäten Fürsorge und seines Stolzes machten zwei monströse, riesige Schweine aus, die er bis zur Abnormität aufgefüttert hatte. Diese Thiere wurden in der Villa wie Götzen gehalten und hatten zwei nur für sie bestimmte Kühe zu Ammen. Ich, der ich diesen Originalitäten ganz besonders auf der Fährte bin, gab dem Sohne des Consuls den Auftrag, eines dieser Glückskinder unter den Schweinen auf pfiffige Art ausfindig zu machen, da es mich ergötzt hätte es zu sehen. Der junge Consularsohn war aber kein pfiffiger Diplomat, er frug den jungen Gordon geradezu nach dem Gegenstande meiner Wißbegier. Den liebenswürdigen Britten mochte es verlegen, die Excentricität seines Vaters bespöttelt zu sehen; er erröthete, gab ausweichende Antworten, und versicherte endlich, in die Enge getrieben, das letzte Thier sei vor Kurzem verschieden, was ich natürlich, besonders durch spätere Thaten aufgeklärt, nicht glaubte. Dafür genossen wir die herrlichste Aussicht auf den mit Villen und Gärten besäeten Berghang, auf die freundliche, in Grün gehüllte Stadt, auf die belebte Rhede und den blauen Ocean; das amphitheatralische, sonnendurchglänzte Bild,

das wir von der eichenbeschatteten, fast 1000 Fuß betragenden Höhe sahen, prägte sich der Erinnerung unvergänglich ein. Glückliche sind die, denen es beschieden ist, solche Schönheiten täglich und in Ruhe zu genießen, sie müssen reicher an poetischen Empfindungen sein, und ihre Seele muß durch das Leben in der herrlichsten Natur verfeinert werden. Wie verträgt sich aber damit die Porfomanie des Besitzers, die hier wohl nicht ganz an ihrem Platze war, so lustig und ergötzlich sie auch ist? Cavaliere de Camera, ein freundlicher, vielgereister junger Mann, dessen Ahnherr schon 1566 Capitän und Donatario von Funchal war, einer der angesehensten Besitzer der Insel, schloß sich hier unserer Gesellschaft an, um uns mit der dem Süden angehörenden Zuvorkommenheit seine Villa und seinen großen Park zu zeigen. Unser Weg begann in einem dichten Walde, aus dem die oben genannte Kirche freundlich herausblickt; er erinnert in seiner üppigen Frische an Haimbach und Dornbach; später verliert sich der Weg an dem Abhange einer romantischen reich bewachsenen Felsenschlucht, in deren Tiefe das steinige Bett eines Bergwassers ruht; er wird immer schmaler und ist an manchen Stellen sogar gefährlich, dagegen aber auch höchst pittoresk.

Wie im Anfange die Gegend, die wir durchschritten, der theuren Heimath ähnelte, nahm sie hier mehr den griechischen Gebirgscharakter an, doch in grünerer, lebensfrischerer Bekleidung und mahnte mich an einen mir

ebenfalls unvergeßlichen Tag in meinem Ahasverasleben, nämlich an unsern interessanten Ausflug nach der Gränzfestung Phile in Gesellschaft der liebenswürdigen, geistreichen Königin-Regentin. Ein Wäldchen von Nadelholz vor der Pforte des Parks bildete wieder den Uebergang zur nordischen Lenzesvegetation, die wir im vollsten Maaße und schattenreichster Pracht im Parke antrafen. Derselbe ist so groß, daß er als Hochwildrevier dient, und sein mächtiger Baumschlag wechselt zwischen Laub- und Pinienholz: in seiner Mitte liegt das bescheidene, ebenerdige cottage mit einem blumenreichen pleasure ground und seltenen Gewächsen. Vor den lustigen Balconfenstern hängen in zierlichen Kästchen reichgefärbte Schmuckvögel aus den afrikanisch-portugiesischen Colonien. In dieser kleinen Federmenagerie sah ich ein Thierchen, das die Phantasie-Vögel auf chinesischen und indischen Fächern und Tapeten noch bei weitem übertraf. Es glänzte in apfelgrünen, rosenrothen und gelben zarten Farben, war nicht Papagei, nicht Taube, nicht Wiedehopf, hatte aber von allen diesen etwas: besonders merkwürdig war der Kopf, der mit Schnabel und Schopf in ein Ganzes schwamm und an den eines Chamäleons erinnerte. Erst wenn der Vogel im Zorne die Flügel und den Schopf erhob, konnte man den ganzen Farbenschmelz erkennen. Ich hatte seines Gleichen nie gesehen, und Niemand konnte mir Namen und Geschlecht des Thierchens nennen. Nach der Rückkehr erquickten wir uns durch ein

Bad und nahmen einen heitern Imbiß ein, bei welchem dem trefflichen einheimischen Weine nach Seemanns-Manier weidlich zugesprochen wurde.

Den 5. Juli 1852.

Der Morgen fand uns schon bei der Villa des liebenswürdigen Herrn Bianchi; die Sonne glänzte tropisch mit goldenem Licht. Lieblich berauschend erfüllte der Duft zweier weit verzweigter mit Blüthen übergossener Niesen-Oleander, die zu beiden Seiten der Straße über die weißen Gartenmauern wie gigantische Blumenbouquets herüberlugten, die Luft. Lange Zeit glaubten wir, der köstliche Geruch komme von der heimathlichen Linde, aber man belehrte uns, daß die Blüthe des Oleanders in großen Massen und in diesem Klima dem Lindendufte täuschend ähnlich sei. So lernt man in der schönen Insel von Schritt zu Schritt neuen Naturreichthum kennen, und begeistert sich an dem wunderbaren Reiz dieses meerumflossenen Paradieses. Wir füllten heute wieder den Tag mit einem Ausfluge zu Pferde; unser Weg führte uns längs des Oceans zwischen Landhäusern, an deren zusammengewürfelten Basaltmauern zahllose eisenfarbene Eidechsen sich sonnten, durch reiche Weingärten zum pittoresken Flußbett des Soccoridos, welcher die hohen Basaltmassen zerklüftet und sich sein tiefes Bett gegen das

Meer zu ausgehöhlt hat. Auf den Basaltmauern aber wuchert das frischeste Grün der Rebe oder das stolze saftige Laub der langblättrigen Banane, welche hier einen ihrer Hauptstübe hat, und auf dem schwarzvioletten Felsen- grunde mit der Rebe von Stufe zu Stufe, von Spitze zu Spitze steigend die lieblichsten Bosquets und Schattenplätze bildet. Diese Felsenmauern, schroff durch ihre Gestalt, lieblich durch ihr grünes Leben, geben diesem Wunderlande einen ganz eigenthümlichen Reiz, in dem sich die Kühnheit der Schweiz mit der Lieblichkeit Italiens und der üppigen Naturgröße des südlichen Amerika's glücklich vereinigt. Eine kühne, aber da es hier keine Wagen giebt, schmale Brücke ist über das Thal gespannt, das mich an die übergrüntten Lavapartien unter der Einsiedelei des Besuvs erinnert; die Weinlauben, unter deren dichten Schatten wir jetzt auf der jenseitigen Kante dem Gebirge zuklimmten, versetzten mich wieder in die Umgebenden von Meran, dessen Suwel tirolischer Marken. In einem Pfarrhause stand der freundliche Besitzer und lud uns ein abzustiegen, um uns in seinem reinlichen Gemache Erfrischungen anzubieten. Wir ruhten einen Augenblick bei dem wohlwollenden Manne, schlugen aber den Imbiß freundlich aus. Bald nahm uns der Schatten eines prachtvollen Kastanienwaldes, auf dessen Boden germanischer Geisblatt und Farrenkraut wuchern, auf. Am Abfalle eines anderen Berges sahen wir in das dunkle rauschende Blättermeer eines deutschen Waldthales,

das mich wieder an Haimbach erinnerte und mit den grünen Liebesworten der Heimath herzerfrischend zum österreichischen Gemüthe sprach. In Mitte dieser lieblichen Einöde liegt die Villa des ehemaligen englischen Consuls, das einzige Haus in diesem weiten grünen Frieden; beim Garteneingange springt unter hohem Blätterdome ein frischer Bach, über den eine ländliche Brücke führt, zwischen den Felsensteinen hervor. Eine solche Quinta, abgeschieden von der Welt und doch eine ganze Welt von stillem Glücke in sich, auf einer Insel im Blättermeer, und dann wieder auf einer Insel im Ocean zu besitzen, das ist es, wornach mein Herz sich sehnt, und fände sich auch in diesem Waldesparadiese kein vollkommenes Glück, weil es überhaupt auf Erden nicht heimisch ist, so muß doch ein solches Eden die Leidenschaften mildern. Dem glücklichen Engländer war es beschieden es aufzufinden und zu verschönern; sie, die die Welt durchwandern und ihr Zelt in Ost oder West, in Nord oder Süd, wie es ihnen beliebt, aufschlagen, und unabhängig und frei sind von der Scholle, auf der sie geboren, schaffen sich eine Welt nach ihrem Sinne und ihren Mitteln, setzen sich zum Mittelpunkt dieser Welt ein, und vergessen trotzdem ihr Vaterland nie; sie vergrößern es im Gegentheil durch ihre neue Eroberung, in welcher Alt-England so gut wie auf dem Inselreich fortlebt. Ein längerer Aufenthalt in Madeira gehört zu meinen Träumen und dann wähle ich mir dies Haus und singe dort

meine Lieder und jauchze mein Herz im grünen Walde aus. Doch diesmal konnten wir nicht hineinkommen, da das Gärtenthor den Fremden nicht offen steht. Wir setzten unsern Weg fort, der uns bald zum Ende des Waldes auf eine steile, zum hohen Bergflamme anstrebende Wieſe brachte. Auf dem kurzen Berggras weideten Kühe, von Hirten und Hirtinnen gehütet, und wieder dacht' ich der Heimath mit der hohen Alpenwieſe und mir war es als stieg ich zu den oberösterreichischen Bergespitzen fröhlich hinan; doch störten die Männer mit spitzen Kappen, weißen Spencern und Hosen schnell den Traum. Auf der baumlosen Kante ward ein neues Wunder sichtbar; ich stand wie auf einer Tribune, frei im reinen Aether, rechts erhoben sich himmelan die hohen Basaltkegel, unter ihnen der stolze Pic di Ruivo als König der Insel. Wie spitze blaue Pyramiden, wie Theile eines großen unenträthselten Naturgeheimnisses strebten sie in ihrer Majestät frei und kühn, viel entwickelter als unsere schweren Berge, zum glühenden Zenith; diese Pies von dunklem vulkanischen Basalt sind die Palmen unter den Gebirgen, wie die mächtigen Alpen den Eichen und Tannen vergleichbar sind. Vor uns in schwindelnder Tiefe lag, magnetisch anziehend am Fuße der gigantischen Basaltburg und von den senkrechten 4000 Fuß hohen Mauern noch größtentheils umschlossen, das lachende Thal des Curral das Freiras wie eine ferne schöne Welt. Man wünscht sich Flügel, um, von süßer Sehnsucht gezogen, zu dem grünen

tiefen Grunde des sonnigen Thales hinabfliegen zu können. Die Kante mit ihrem scharfen Precipisse gleicht dem Krater des Vesuv, nur daß man zu seinen Füßen statt der todtathmenden Schwefelfelder frisches lachendes Leben, statt der Flammen goldenes Sonnenlicht, statt der Rauchwolken eine duftige ins Bläuliche spielende Luft sieht. Rechts trifft aber das Auge die reichen Küsten von Funchal und das Meer. Mancher wird es verrückt finden, daß ich mir durch einige der vielen Führer, die sich uns aufdrängten und uns über das schlüpfrige Alpengras schleppen wollten, einen Basaltblock von der Kante in die Stadt tragen ließ, der zum Grundstein meines seit langem ausgedachten Tusculum werden soll; den Platz dazu habe ich vor Kurzem in Gedanken in der Heimath festgesetzt; dessen Grundsteinlegung war für morgen, als dem Tage, an dem ich majoren würde, bestimmt; doch der Ocean trennte mich von dem Vaterlande, und so wählte ich mir den Stein aus dem irdischen gottgesegneten Paradiese zum Grundstein meines kleinen individuellen Paradieses. Am Fuße der grünen Halde, unter einem alten Eichenbaume, schlugen wir unser Lager im Grase auf und nahmen, Dank sei es der Fürsorge des lebenswürdigen Consuls mit seinem jüngsten Sohne, der uns begleitet hatte, ein herzstärkendes Frühstück ein, bei dem der Inselwein die Hauptrolle spielte und das Wasser ersetzte.

Während des Imbisses lockte ich zum höchst ergötz-

lichen Entsetzen meiner Freunde einige Schäferknaben herbei, bildhübsche Kinder im bloßen Hemde, die vom üppigsten Schmutze strotzten, und beschenkte sie mit Brocken unserer Mahlzeit und herzte sie trotz dem Zetergeschrei meiner Gefährten. Der hübscheste dieser Knaben kam immer wieder zurück und brachte seine Beute einer ganz allerliebsten jungen Mutter oder Schwester, die einen rothen Kapuzenmantel wie die Gibraltareserinnen und ein gelb und blaues Tuchkleid trug und mit ihren großen schwarzen Augen und wirrem Rabenhaare einem echten, wilden Bergkinde glich, und die erste und einzige wirklich schöne Madeireserin war, die ich zu Gesicht bekam. Erregt von dem köstlichen Nebenjaße und all dem Herrlichen, das wir heute gesehen hatten, jagten wir auf unsern trefflichen Kleppern durch die kühlen Haine und Lauben nach Funchal zurück und mein ganzes Leben werde ich dankbar dieses schönen Tages gedenken, der ein Vorspiel zum morgigen Feste war.

Den 6. Juli 1852.

Raum hatte ich die Augen aufgeschlagen, so umrauschten mich die geliebten Töne unserer Hymne und stimmten mich feierlich zum Antritte meines 21. Jahres; es war eine freundliche Ueberraschung unseres zuvorkommenden Commandanten, der den Tag mit dem schönsten Liede des

großen Oesterreichs heiligte. Ich war 20 Jahre alt und schritt einem wichtigen Lebens=Abschnitte entgegen; trotz meiner Jugend beherbergte mein Kopf manchen schweren ernstern Gedanken an diesem Morgen. Außerlich änderte die Volljährigkeit wenig in meinem Leben, da ich schon vorher, soviel es meine Stellung erlaubte, mein eigener Herr war, und sogar in materieller Hinsicht das gewöhnliche Band der Minderjährigen mich nicht beengte. Liegt aber eine prophetische Wirkung in der Art, wie man seinen Geburtstag zubringt, so mußte das Jahr heiter, blumig und friedlich werden; denn niemals brachte ich diesen Tag so fröhlich und auf so bezaubernde Art zu. Schon in aller Frühe flog ich mit dem Kreise meiner Freunde, um jeder Ceremonie zu entgehen, von dem Schiffe, um den Tag als Reisender auf ländliche Weise zu begehen. Unser Ziel war heute die östliche Seite der Insel, zuerst durch die Stadt, dann die Höhe hinan in das Villenbereich, wo wir in der Villa des Bruders unseres Consuls, eines reichen Weinhändlers, einen Augenblick abstiegen. Es ist ein einfaches aber sehr wohnliches reines Haus im englisch=amerikanischen Style mit seemännischem Gepräge, wie Marryat es beschreibt, von Blumen und Schlingpflanzen umwuchert, mit ruhigen kühlumschatteten Zimmern, einer herrlichen Aussicht auf Funchal und seine Rhede; in einem laubenreichen Weingarten kostete ich schon heute eine fast reife Traube. Diese Villa ist wie die meisten hier von köstlicher Stille. Bald

hatten wir die Höhe erreicht und zogen bei dem schattigen Park de Camera's vorüber, längs den oberen Abhängen der Berge hin. Hier ward die Gegend ganz nordisch; große Halden von kurzem Grase, fast gar keine Bäume oder nur Tannengehölz, niederes Gestrüpp und ein Farbenton auf den meist gerundeten Höhen, der lebhaft an Schottland mahnte, zu welchem der grauere Tag und die frischere Luft sehr gut paßten; doch einzelne Blumen, die bei uns nur das Glashaus treibt, erinnerten an die tropische Gegend. An diesen melancholischen aber interessanten Abhängen, als deren Bewohner man sich den edlen Hirsch denkt, und durch die wir im heitern Uebermuth'e fast immer train de chasse ritten, besitzt Bianchi's Bruder abermals eine Villa von jungem Tannenholz umgeben, im englischen Style mit Jagdbildern und netten Kaminen, in der er uns ein echt englisches, treffliches, nach dem langen Ritte sehr willkommenes Lunch gab. Diese Behausung mit dem Blicke auf die Heidehügel, auf denen der Wind des Oceans durch das niedere Strauchwerk jaust, wäre für einen Melancholiker mit Ossian's Harfe, oder für ein recht verliebtes Pärchen wie geschaffen, und in den Mondnächten, wenn der Wind die Silberfläche der Blätter nach oben kehrt, daß sie wie weiße Elfen wogen und schimmern, und die Wellen des Weltmeeres wie Phantome ihren schäumenden Scheitel erheben und wieder in die schwarze Unendlichkeit verschwinden, dann mag's hier in dem einsamen Landhause ganz

schauerlich oder traulich sein, je nachdem man sich dem frischen, durch die Harfe stöhnenden Meereswinde aussetzt, oder sich beim lichten prasselnden Kaminfeuer an die Geliebte schmiegt. Ich machte hier die Bekanntschaft des ganz köstlichen, auf der Insel erzeugten Kaffee, den ich dem Mokka an Aroma vorziehe, und mit wahrer Weihe schlürfte. Ich dachte dabei meiner lieben Freundin der Gräfin S\*\*\*, die den Kaffee für den echten Nektar der Götter hält, und nahm ein Pfund davon für sie mit. Leider kam meine zarte Aufmerksamkeit nicht zur Geltung, indem meine Dienerschaft oder irgend ein Matrose auf der Weiterreise auch die Vorzüglichkeit dieses Nektars entdeckte.

Gestärkt setzten wir unsere Expedition in tausendem Galopp fort und flogen durch niederes immergrünes Gestrüpp eine Höhe hinan, wo unser Weg plötzlich in einem halbrunden kanzelartigen Parapet endete; tief unter uns lag das Thal von Majico bis zum Ocean ausgebreitet, ein reizendes Stück Welt, wie es einst der Satan unserm Herrn und Meister von der Spitze des Berges gezeigt haben mag, um ihn zu verführen. Der Punkt, auf dem wir standen, war so vereinzelt, als wenn wir vom Luftballon herab sähen, das Land war grün und golden, wie in Oberösterreich. Glückliches Eiland, das wie in einem kostbaren Album von allen Theilen der Welt ein glänzendes Muster zeigen kann! Und glücklicher, wenn es vergönnt ist, in diesem Album zu blättern. Von dem hufeisenförmigen

Berg=Altane, auf dem wir standen, erblickt man zur Linken im Meere die Desertas, kahle Felseninseln mit malerischen Formen, deren eine so täuschend einem Schiffe mit vollen Segeln gleicht, daß ich lange nicht begriff, warum es sich nicht rühre, während die anderen Schiffe doch Brise hatten. Im Thale zu unseren Füßen sollen in einem kleinen Kirchlein die Gebeine von Robert Machin und seiner Braut liegen, die ersten Bewohner dieser Insel, der Sage nach im 14. Jahrhundert, unter der Regierung Eduard III. von England, verliebte sich der Edelmann Robert Machin in das hochgestellte und schöne Fräulein Anna von Arfet. Nach längerer Zeit setzten es die Verwandten Anna's, die es entrüstete, daß ein so viel Geringerer auf die Hand des Fräuleins Anspruch machen konnte, durch, daß Robert eingekerkert wurde, während Anna gezwungen ward, ihre Hand einem Ebenbürtigen zu reichen, dem sie in sein Schloß bei Bristol folgte. Robert befreite sich aus seiner Haft und vermochte seine Geliebte, mit ihm nach Frankreich zu fliehen. Doch ein Sturm warf sie nach langen Gefahren an eine ferne Küste. Man stieg ans Land und fand, daß es ein entzückendes Paradies sei; als man aber wieder ans Ufer kam, hatte ein Sturm das Schiff in die See getrieben. Anna d'Arfet starb in Madeira am gebrochenen Herzen und ihr treuer Robert folgte ihr bald mit der Bitte nach, in das Grab seiner Geliebten gelegt zu werden. Das überlebende Schiffsvolk soll aber später auf

irgend eine Weise in die Heimath zurückgekehrt sein und die Entdeckung der neuen Insel angekündigt haben. So ist die Sage, an der unverständlich ist, warum Anna an gebrochenen Herzen gestorben sein soll, nachdem sie mit ihrem Geliebten im Paradiese angelangt war; — die Geschichte aber giebt an, daß Madeira in der Glanzperiode Portugals durch Johann Gonsalves de Camara, den man eines Augenfehlers halber Zarago nannte, und Tristan Baz Teixeira, unter den Auspicien Heinrich des Eroberers, dem Sohne König Johann I., im Jahre 1419 entdeckt wurde. Porto Santo, eine rauhe Insel in der Nähe von Madeira, wurde aber schon ein Jahr früher durch Bartolomeo Perestrello, einen Italiener, gefunden, der auch das Gouvernement der Insel erhielt, und dessen Tochter Philippa Christoph Columbus ehelichte. Columbus wohnte einige Zeit in Porto Santo und soll in Handelsinteressen Madeira oft besucht haben. Madeira wurde von König Johann unter seine zwei Entdecker getheilt, im Jahre 1540 fielen aber diese erblichen Statthaltereien aus Mangel an Erben wieder an die Krone. Bei der Entdeckung soll die Insel unbevölkert und von einem Urwald bedeckt gewesen sein; daher der Name Madeira — Holz. Die Portugiesen verbrannten die Urwaldungen und erzielten dadurch, wie man sagt, die herrliche kräftige Erde für ihren allberühmten Weinbau, der der einzige große Erwerb der Insel war; seitdem aber die Engländer sich dem Sherry mit Enthu-

Plasmus zugewendet haben und besonders seit der in aller-  
 letzter Zeit furchtbar herrschenden Traubenkrankheit nimmt  
 diese Quelle des Reichthums allmählich ab: die Basalt-  
 felsen und die vielen mächtigen Kegel und Krater weisen  
 auf einen vulcanischen Ursprung hin. Den 3. October 1566  
 machten in der damals höchst blühenden Insel 1000 Hugen-  
 otten aus Rochelle einen Einfall, bei dem sie 16 Tage  
 lang die Insel plünderten und verwüsteten. In acht mit  
 Schätzen beladenen Gallionen zogen sie dann wieder ab.

1801 und 1807 wurde Madeira während der franzö-  
 sischen Kriege von den Engländern besetzt und 1814 wieder  
 an Portugal zurückgegeben. England hat aber kein Augen-  
 merk immer auf die blühende Insel gerichtet, die jetzt von  
 der Regierung gänzlich vernachlässigt wird, wie alle Colo-  
 nien des fortwährend revolutionirten Portugals. Das Volk  
 ist trotz der reichen Natur elend und arm, weil sich Nie-  
 mand darum bekümmert, und geht immer mehr seinem  
 Untergange entgegen: auch soll der Raub von Kindern  
 unter 14 Jahren für Amerika nicht selten sein, was sicher  
 ein gresles Licht auf die Administration wirft. Die Insel  
 zählt 114,000 Seelen auf 25 □ Meilen: die Bevölkerung  
 ist aber im Abnehmen. Funchal wurde 1508 zur Stadt  
 erhoben und zählt 28,653 Einwohner. Das wären im  
 Kurzen die geschichtlichen und statistischen Notizen der Insel,  
 die ich sammeln konnte: doch nun zurück zu unserer Ex-  
 cursion. Ueber einen struppigen steinigen Bergabhang ritten

wir an einem Bache zum Meere hinab, und längs dessen Gestades nach St. Cruz — im gutturalen Portugiesisch Krosch ausgesprochen —, unserer Mittagsstation, die wir mit innigem Behagen begrüßten, denn wir waren doch vom fünf- bis sechsstündigen Ritte ermüdet und erhitzt. Hier ruhten wir in einem kleinen bequemen Landhaushôtel, von mächtigen Rußbäumen und Schlingpflanzen umschattet und umrankt, aus, und hatten von einer breiten Terrasse die hochbrandende See vor Augen. Ich legte mich in einen bequemen Fauteuil, die London illustrated news in der Hand, mit dem erquicklichen Gefühle sybaritischer Ruhe. Diese Stimmung des friedlichen Sichgehenlassens im warmen wohligen Sünden mit vollkommen befriedigtem Bewußtsein, seinen Morgen wohl benutzt und gesehen zu haben, was Wenigen zu Theil wird, rechne ich unstreitig zu den schönsten Genüssen des Lebens. Ich freute mich heute dessen im vollsten Maße; es ist gleichsam die mit sanften Träumen umgaukelte Siesta nach gastrosophischem Geistesmahle. Eine Hauptweisheit, die man leider nur zu selten ausübt, ist, auf Reisen solche Ruhepunkte auf schönem Flecke in das touristische Herumschweifen einzustreuen; das Gegentheil führt leicht zu einer Indigestion, die die verstimmendsten Folgen haben kann. Nachdem ich ausgeruht hatte, fand sich ein köstlicher Zeitvertreib für die lustige Gesellschaft, deren Führer heute erst 20 Lenze zählte, in einer Art Tummelplatz mit Schaufel und anderen zur Gymnastik bestimmten Vor-

richtungen. Da wir ohnedies noch auf unsern Commandanten und den Doctor warten mußten, die erst gegen Mittag Funchal verlassen wollten, so benützten wir die Zeit, um Uebungen auszuführen, die unter schallendem Gelächter und den muntersten Scherzen über die bei solchen Experimenten der Athletik unvermeidlichen kleinen Mißgeschicke statt hatten; wir ergaben uns diesen Spielen mit der Ausgelassenheit von Kindern, die den Recreationstag auf der Pensionswiese feiern; die Zeit verging und unser Commandant zeigte sich immer noch nicht, zwar hatte er uns oft von seinen Reiterstücken in England erzählt, aber es hatte ihn keiner von uns jemals zu Pferde gesehen und wir fingen ernstlich an, uns zu fürchten, daß ihm etwas zugestoßen sei; nebenbei sehnten wir uns nach dem Mittagessen; endlich erblickten wir den Doctor schweißtriefend gegen St. Cruz galoppiren, und glaubten nun gewiß, daß ein Unglück geschehen sei. Doch verkündete er uns nur, roth wie eine Klatfchrose und schmunzelnd, daß der Commandant ganz wohl oder vielmehr unwohl sei und nur vor totaler Erschöpfung durch das ungewohnte Reiten nicht von der Stelle komme; nun verwandelte sich der Schreck in die ungebundenste Heiterkeit und mit launiger Spannung erwarteten wir den Märtyrer des heutigen Tages, der sich nur des 6. Juli's halber entschlossen hatte dem Geburtstags-Diner beizuwohnen. Endlich erscholl von den Zinnen des Walles der Ruf: „Der Commandant, der Commandant!“

und richtig war er's, der, den Verrath des Doctors nicht ahnend, sich vor unseren Augen das erste Mal als Reiter producirend in einem schmerzlichen Galopp heran kam; er nahm sich aus wie jemand, der bei einer großen Tafel von Kolik befallen wird und süßsauer lächelt, um die Falten des Schmerzes zu maskiren. Beim Absteigen aber hatte ihn die Gelenkigkeit der Glieder verlassen und der gute Herr stand wie ein unbewegliches Bildniß mit noch immer wie zum Ritte gespreizten Beinen da, ohne Knie noch Sehnen in Bewegung bringen zu können, er stünde noch bei St. Cruz, hätten wir uns nicht seiner erbarmt und ihn in einen Lehnstuhl gebracht. Wir setzten uns in fröhlicher glücklicher Stimmung zum Mahle. Es giebt Gegenstände, die auf dem ganzen Erdball verbreitet sind, und wir fanden hier mitten im Ocean den Eßjuaal mit den allbekannten Gypsfiguren geschmückt, die die Luccheser Zungen vor dem Burgthore auf dem Kopfe herumtragen, und unter denen ein kleiner lesender und ein schreibender Knabe besonders unvermeidlich sind. Niemals hätte ich mir träumen lassen, daß diese leichte und gebrechliche Waare auch nach Madeira gebracht wird. Nach dem Essen trieb uns der Champagner, der Schlüssel des Wizes und die Springfeder des Humors, der bei der Mahlzeit eine Hauptrolle gespielt hatte, noch zu einigen extravaganten Leibesübungen an, die zu Situationen Veranlassung gaben, die manchmal komischer für die Passiven als für die Activen ausfielen. Erst als der Abend

anbrach, begannen wir an den Rückzug zu denken; als wir unsere erfrischten Pferde bestiegen, stand ein über alle Beschreibung unheimliches altes Weib vor uns; sie war von brauner Farbe, in Lumpen gehüllt, unter ihren wilden grauen Haaren blickten ein Paar scharfe, durchdringende schwarze Augen hervor. Eiskalt überlief uns der Gedanke an die Malochi, und ich machte schnell meine Corni gegen das schwarze Bettelweib, während der Commandant ihr einen blanken Thaler mit rascher Großmuth gab, die aber nur bezwecken sollte, die Alte aus unserem Bereich zu bringen; sie lächelte höhnisch und verschwand plötzlich hinter einer Mauer. Doch der Blick der Hexe hatte gewirkt, und auf dem Heimwege stießen uns allerhand kleine Unglücksfälle auf. Besonders hart spielte das Schicksal dem Commandanten mit. Da er erklärte, durchaus nicht mehr reiten zu können, und sich wirklich im erbarmungswürdigen Zustande einer Art Glieder- und Hautauflösung befand, so wurde eine Hängematte herbeigeschafft, in der man nach Landesbrauch die Brustfranken an einem langen Bambusrohre spazieren trägt; der Commandant wurde hineingelegt und von 4 Männern bergauf, bergab über den furchtbarsten Weg gen Funchal gebracht. Keine kleine Aufgabe war's, den starken Herrn in pechfinsterer Nacht auf solchem Terrain fortzutransportiren; nach zweistündiger angestrengter Arbeit erklärten endlich die Träger, ihre Last unter keiner Bedingung weiter schleppen zu können. Die Situation war

kritisch und der so behaglich schwebende, sanft geschaukelte Mann mußte wieder aufsitzen. Nach fünfmaligem Herunterstürzen entschied er aber wieder, daß es mit dem Reiten seine gewiesenen Wege habe. Seine Lage war nun fast verzweiflungsvoll; unter Hilfe versagenden Infulanern, halb außer sich durch die Havarien des Tages, im unbekanntem felsigen Lande von schwarzer Nacht umhüllt, erschien ihm endlich in der Hängematte eines Dorfpfarrers ein neuer Hoffnungsstrahl; abermals in die Lüfte versetzt, kam er gegen 1 Uhr nach Funchal zurück, während wir schon sanft vom vergangenen Tage, der uns noch auf lange Zeit Stoff zur Erheiterung geben wird, träumten.

Doch auch wir, die toll in die Nacht hineingeritten waren, mußten der Heze Tribut zahlen, und ich stürzte mit meinem Pferde auf einer steingepflasterten Brücke. Daß wir uns auf diesem langen und wirklich schrecklichen Gebirgswege nicht die Hälse gebrochen haben, ist ein Wunder, welches unstreitig nur dem Glücke zuzuschreiben ist, das den Kühnen nicht verläßt.

Den 7. Juli 1852.

Heute erklimmen wir noch einmal die Höhe der Nostra Sennora da monte auf festlich geschmückten Wegen, da im Laufe des Morgens eine Procession die Gegend durchziehen

sollte, um vom Himmel die Abwendung der neuen Landplage, der für Madeira so vernichtende Traubenkrankheit, zu erflehen. Blumen und Reifig erhöhten den Reiz der festlichen Natur und von den Mauern der Gärten blickten Gesellschaften in bunten Sonntagskleidern aus den Weinlauben erwartungsvoll herab. Der Morgen war herrlich und sonnig und der Mitt außerordentlich ergötzlich. Madeira, diese schöne Tochter des feuchten Oceans, erfüllte unsere Herzen mit immer wachsender Sehnsucht und umwebte uns mit steigender Liebesgluth, und schon begann sich eine heimliche Wehmuth in unser Gemüth zu schleichen, daß wir nur in vorübergehender Bekanntschaft und nicht im dauernden Verkehr mit der Schönen ständen.

Ich dachte mir im Stillen, daß wenn ich Madeira vor 1848 gekannt, ich in extremis mir eine friedliche von der Welt ferne Ruhestätte gewünscht hätte. Wir gingen nicht in die reichumwaldete festlich geschmückte Kirche, weil ich jede Menschenmenge scheue, sondern besuchten bis zur Procession eine in der Nähe liegende, ebenfalls unserem Consul gehörige kleine Villa, in deren unmittelbarer Nähe ich Gelegenheit fand, ein hiesiges Bauernhaus oder Hütte, oder Stall, wie ich's benennen soll, zu sehen; niedrige, von rohen Steinen zusammengewürfelte Mauern sind mit verfaultem Stroh konisch gedeckt, das Innere ist ein schwarzer verrauchter Raum, dem das Eingangslotz Licht und Auszug des Rauches gewährt, und in dem auf nackter Erde Mensch

und Vieh in glücklichster Harmonie leben; man glaubt sich auf die Südseeinseln versetzt, und würde nie die Nähe civilisirter Villen ahnen. Ich habe nur in den Felsenbergen von Dalmatien in der Nähe der türkischen und montenegri- nischen Gränze solche Behauungen gefunden.

Als die Procession begann, eilten wir in die Nähe der Kirche. Unter dem langen Zuge von Fackelträgern, Klerus, Honoratioren, Musik und was zu einer solchen Feierlichkeit gehört, waren uns die Büßenden neu und interessant: eine Schaar braun und blaugrau im Schnitte der italienischen Bruderschaften gekleideter Männer mit Talar und zugedecktem Haupt und Antlitz, wallfahrteten zur Buße ihrer eigenen Sünden und zum allgemeinen Wohle unerkannt aber allgemein bewundert 5 bis 6 Stunden lang in der glühenden Sonnenhitze, indem sie die Beschwermlichkeit des Weges noch durch verschiedenartige Martern, die sie an sich ausüben, verstärkten; so sahen wir ein Paar, welches für den langen Weg an einem Fuße mit eisernen Stangen an einander geschmiedet war; andere gingen gefesselt; einer trug eine Dornenkrone; ein anderer schleppte eine schwere Eisenstange, die quer auf seinem Rücken lag und durch die Arme gesteckt war; einer trug ein Kreuz, einer einen schweren Ring um den Leib, und der am schwersten Büßende geißelte sich auf den nackten Rücken, der unter den Streichen anschwellt. Als dieser erschien, erhob ein Weib in meiner Nähe ein Wehgeheul

und erzählte schluchzend mit weinender Eitelkeit den Umstehenden, daß dies ein Verwandter von ihr sei. Alles dies machte mit Musik und dem dumpfen Kettengeklirre einen eigenthümlichen schauerlichen und ergreifenden Eindruck, und versetzte in den Beginn des Mittelalters. Jede verhüllte Gestalt ergreift um so mehr, wenn sie sich vor unseren Augen mit selbstaufgelegten Qualen martert — und während sie die ganze Welt in die Geheimnisse ihrer Buße zieht, sich selbst strenge verbirgt. Wie büßende Seelen schleppen sich diese Gestalten schweigend durch das rauschende farbige Leben als schmerzdurchbebtte Schatten und ein Frost durchzittert den Zuschauer bei ihrem Anblick. Ihnen folgte in einer Wolke von Weihrauch, von der Geistlichkeit und den Würdenträgern umgeben, der Celebrant, der im reichgestickten Velum das Bild der Nostra Sennora da monte trug, die ihren grünen blumenumwallten Thron so herrlich auf den Höhen von Funchal aufgeschlagen hat. Die flimmernden Fahnen verschwanden im schattigen Walde, der Weihrauch stieg durch das Blätterdach zum Sonnenlichte empor, immer ferner klrirten die Ketten und Spangen der büßenden Waller und der fromme Klang der Glöcklein vermischte sich mit dem Rauschen der Wald-Cascade.

Ich sehe die Aufgeklärten darüber lächeln, daß man in Madeira die Traubenkrankheit mit einer Procession zu beschwören denkt; aber ich sage unverhohlen, daß, obwohl ich ein Sohn des 19. Jahrhunderts bin und mich nicht zu

den Obscuranten zähle, mir dieser Glaube sehr schön und erbaulich scheint, denn es steht dem Hartbedrängten wohl an, sich zu seinem Gotte zu wenden, der nicht taub ist für den, der fest und unerschütterlich an seine Allmacht glaubt; — auch hat noch stets ein kindlich dargebrachtes Gebet die Last von der Seele genommen, deßhalb finden wir es in allen Jahrhunderten bei allen Völkern, auch bei den weisen Griechen, deren Philosophen wir bewundern. Nur des Aufgeklärten Hochmuth zögert, sich zu beugen, bis der Tod herantritt, der auch einen Voltaire Gebete stammeln und nach Trost wimmernd ringen lehrte.

Wir fuhren in Schlitten, wie man sie in unseren Gebirgen zum Heu- und Holzführen hat, nur mit hölzernen Bänken versehen, von der bedeutenden Höhe über die mit Basalt gepflasterten Wege pfeilschnell, daß Alles sauste und brauste, zur Stadt hinab.

Der Schlitten fliegt durch seine eigene Schwere bergunter und wird von hinten- und nebenher laufenden Männern in seiner Blitzesschnelle durch Stricke gehemmt und geleitet. Der Spaß ist sehr ergötzlich, wie Alles was den schwerfälligen Menschen über die gewöhnlichen Gränzen der Schnelligkeit hinausbringt, es ist aber auch Gefahr dabei, da ein aufgeworfener Stein genügt, dem Fahrzeuge eine falsche Richtung zu geben und es gegen irgend etwas zu schleudern. Auch ist solch ein die Höhen herabdonnerndes Fuhrwerk für nicht sehr flinke Fußgänger nicht unbedenklich.

Domisch sieht es aus, wenn diese Schlitten mit zwei oder vier Ochsen bergauf gezogen werden und auf ihren rohen Holzplanen die elegantesten Gesellschaften mitten durch die Hauptstadt befördern. In der Stadt harrten unser unbekante, ebenso originelle Communicationsmittel in der Form von Hängematten und Palankin's, in denen wir uns noch einige Stunden durch die reizende Gegend tragen ließen. Die Hängematte hatte ich Gelegenheit bei des Commandanten unglücklicher Expedition zu besprechen; die Palankin's sind längliche Körbe, die an einem Bambusrohre durch zwei Träger fortgeschleppt werden; der Getragene sitzt im Rücken durch eine weiche Lehne gestützt, muß die Füße aber wie in einem Bette ausstrecken; über dem Haupte schwebt ein chinesisches Dach, mit schiebbaren Vorhängen, die die freieste Aussicht gestatten und vor Sonne und Regen schützen. Auf keine Weise kann man die Schönheit dieses herrlichsten der Länder so genießen, wie im leise schwan- kenden weichen Palankin: der Körper liegt auf einem schwebenden Ruhebetto, und der Geist wiegt sich in halbträumerischem Entzücken. Man ist nicht zusammengewürfelt wie in einem Wagen, und genießt still und nachdenklich, was die Gegend bietet. Man sollte entweder zu Pferde oder im Palankin reisen: auf dem Pferde bringt man rasche, brausende Stunden wie im Sturme zu, im Palankin wird man sanft fortgezogen und vergißt die Raichheit des wechselnden

Lebens gleich dem Paradieses-Vogel, wenn er die Lüfte seines Edens durchzieht.

Die übrigen Communicationsmittel im irdischen Leben haben alle ihren Haken; das Gehen zum Beispiel ist offenbar trivial und greift Füße und Brust an, auch ist es bei mir außer in Nothfällen beim Reisen als etwas ganz Unnützes abgeschafft; das Fahren kann nur im Tempo der ungarischen Bauernpost empfohlen werden; Schlittensfahrten bringen immer als Haupterforderniß die seelentödtende Kälte mit sich; Eisenbahnen sind der Ruin aller Poesie und der Triumph des materiellsten Communismus, indem Mensch, Vieh und Baumwollensack auf einer Stufe stehen, und jede persönliche Willensäußerung zu Nichte wird; selbst das Tragenlassen in Hängematten, das ich auf einen Augenblick versuchte, ist unangenehm, da man wie in Netzen gefangen, vollkommen in denselben untergeht, weder Aussicht noch Luft hat und sich nur schlafend wohlbefindet; zudem bietet man noch dem Zuschauer, wenn man wie ein geschossenes Wild an der Stange hängt, einen zwerchfellerschütternden Anblick. Ich erwarte mir nur noch Außerordentliches vom Fliegen, und wird einmal die Luftballonhypothese zur Wirklichkeit, so werde ich mich auf's Fliegen verlegen, und darin gewiß den größten concentrirtesten Genuß finden. Ich abstrahire bei diesem Sermon über Beförderungsmittel ganz und gar von der Schifffahrt, die ich als enthusiastischer Seemann natürlich obenan stelle, und beschränke mich nur

darauf, von Land und Luft zu sprechen. Ich war ganz glücklich, daß uns bei diesem Ausfluge das herrlichste Wetter begünstigte.

Quien no ha visto Sevilla, no ha visto maravilla, und ich habe mit Stolz dieses Wunder gesehen; Quien no ha visto Lissboa, no ha visto cosa boa, und ich habe diese cosa boa gesehen; Quien no ha visto Granada, no ha visto nada, mit Freuden kann ich es sagen, daß ich mir diesen Vorwurf nicht mehr zu machen habe; denn ich kenne Granada mit seiner märchenhaften Alhambra; ich habe aber nun auch Madeira gesehen und rufe mit Begeisterung: Quien ha visto Madeira, otra cosa no chiera.

Der Kirchhof von Funchal liegt an seiner Hauptstraße zwischen Villen und Gärten, gerade einem Spitale gegenüber, eine nicht sehr aufmunternde Aussicht für die armen Kranken; da wir gerade des Weges kamen und ich gerne zwischen Gräbern dahin schreite, so besuchten wir ihn. Bei einer der neuen weißen Grabstätten sah ich meinen Begleiter, den jungen Bianchi, erblassen und hörte ihn schluchzen; es war die frische Stätte, in die sie vor einem Monate seinen ältesten Bruder, einen hoffnungsvollen jungen Mann, für den noch die zahlreiche patriarchalische Familie in tiefster Trauer war, gelegt hatten. Der schönen alten Matrone mit dem ehrwürdigen Silberhaar scheint dieser Verlust das Mutterherz gebrochen zu haben, denn seitdem

verläßt nie eine wehmüthige Melancholie die tiefen sinnigen Augen, und selbst durch das momentane Lächeln bricht der schmerzlich anziehende Leidensblick. Ihr armer Sohn ist aber auch auf eine gar traurige Weise umgekommen; die Eltern hatten ihn in Handelsinteressen nach Amerika in die Plantagen geschickt, wo sich dem kräftigen thätigen Jüngling bald eine schöne Zukunft erschlossen hatte, doch dem sollte so nicht sein; ein Neger gab in einem Zorn- oder Racheanfall dem jungen Bianchi einen jener berüchtigten Stöße mit dem Kopfe auf die Magenöhle, von denen man nicht geneset. Bianchi fing an zu kränkeln, man versuchte Alles, doch er starb ungefähr nach Jahresfrist in den Armen seiner unglücklichen Eltern.

Mein junger Begleiter brach mir eine herrlich blühende Grabrose, und mit dieser melancholischen Trophäe verließen wir den Cypressen umrauschten Friedhof, um uns am schönen reinen Abende der Villa unsers freundlichen Wirthes zuzuwenden. Der Abschied von diesen treuen braven Leuten, ihrer herrlichen Blumenwelt und ihrem friedlich schönen Eden ward mir recht schwer.

Mit der duftenden Grabrose verließ ich dies unvergeßliche Eiland, auf welchem nach sieben Monaten ein Leben endete, das bestimmt war, einst das stille sichere Glück des meinigen auf ewig zu begründen.





Druck von Gär & Hermann in Leipzig.

